Das

Wassergericht.

Eine Erzählung für das Volk

von

O. Glaubrecht.

Dritte Auflage.

Stuttgart.
Verlag von D. Gundert.
1886.

Druck der Stuttgarter Vereins-Buchdruckerei.

1.

Fühlt seines Bündels Drücken Der müde Wandersmann,
Schnallt er die Last vom Rücken, Sucht, wo er ruhen kann.

Ablegen doch kann nimmer, Der Müde eine Last,
Die trägt er fühlend immer Durch Berg und Thal ohn' Rast;

Die schlägt oft wie ein Hammer An seine Brust mit Schmerz:
Das ist in enger Kammer Das volle Menschenherz.

Justinus Kerner.

Was ist es, das die Kinder an den Rand der Brunnen und Quellen fast unwiderstehlich treibt und sie neugierig-ernst hinabschauen läßt? Es ist nicht allein der Schauer vor der dunkeln Tiefe und die Furcht vor dem geheimnisvollen Wassermann, der da unten hausen soll und die dreisten Kinder hinabzieht; es ist nicht allein das eigene verwunderte Bild, das ihnen auf der dunkeln Fläche des Wassers entgegenleuchtet; es ist vielmehr das Geheimnisvolle, das für uns Menschen im Wasser wohnt, ich möchte es den Wassergeist nennen, der unserm Geiste entgegentritt und uns sinnen läßt über Werden und Vergehen. Aus der unbekannten dunkeln Bergestiefe kommt das Wasser, perlt und murmelt auf, als freue es sich seiner Erlösung, und dann geht es Welle um Welle rasch dahin. Und wie wir ihm nachsehen, so gedenken wir, daß unser Wohnplatz mit seinen Bergen, Wäldern und Blumen aus dem Wasser geworden ist, und daß Gott einst sprach: „Es sammle sich das Wasser an besondere Orte, daß man das Trockne sehe", und diese besonderen Orte, diese Quellen, Riesel, Bäche, Flüße, Seen mit dem weiten, weiten Meere, wohin sie endlich alle gehen, die sind die Orte unserer steten Be-

wunderung und unseres Entzückens. Und wo nur so ein lustiger Geselle, so ein Springinsfeld von einem Quellchen am Wege zwischen den Steinen murmelt, da bleibt auch wohl der ernsteste Wanderer auf einige Augenblicke stehen, schaut ihm sinnend ins klare Auge, kostet auch aus der hohlen Hand sein erquickendes Naß, und fällt ihm auch wohl so ein Sprüchlein ein, wie das von dem alten Spee:

„Die Brünnlein klar und Quellen rein
Viel hie, viel dort erscheinen,
All' silberweiße Töchterlein
Der hohlen Berg' und Steinen;
In großer Meng'
Sie mit Gedräng
Wie Pfeil' von Felsen zielen:
Bald rauschen's her,
Nit ohn' Geplerr,
Und mit den Steinlein spielen."

Und die Bergriesel, wie sie die Quellen zusammenschießen und aussenden, und wie sie sich dann zwischen Gebüsch und Brombeerranken aus den Wäldern winden, bis sie das Wiesenthal erreichen, wie sind sie freundliche, lachende Erscheinungen. Silberfäden sind sie, durch das grüne Tuch der Wiesen gezogen, eingerahmt von nickenden Blumen; und die sich am liebsten in ihnen beschaut und am zuversichtlichsten zu ihnen herabbeugt, das ist unser blauaugiges Vergißmeinnicht.

Doch der lustige Knabe vom Berge erstarkt plötzlich zum Jüngling; wie der Quell das Thal erreicht, so geht sein Lauf langsamer, er ist zum Bach geworden. In dem findet er alle seine Kameraden wieder und nun gehen sie zusammen weiter. Zwar haben sie auch noch im Bache einander viel zu erzählen, denn der Lauf geht fröhlich bergab; es liegen Steine im Wege, zwischen denen muß sich durchgewunden werden, und auf ihnen sitzt die Bachstelze und plaudert, und mit ihr muß ge-

plaudert werden; es sind weiße Kiesel auf dem Grunde zu rollen, die sollen glatt werden; es hängen die Erlen ihr grünes, sattes Laub hinab in die Wellen und wollen getränkt sein; es hat endlich der nimmersatte Mensch den Knaben vom Berge eingefangen und über die Räder seiner Brotmühle geleitet, und nun stürzt er über das bemooste alte Rad herab uud zerstiebt auf Minuten zu Schaum und Silberfunken, über denen der Regenbogen steht, um, wieder in seinem Wege angelangt, rastlos weiter zu eilen.

„Du murmelst so, mein Bach, warum?
Du trägst seit Jahr und Tagen
Ein uralt Märchen mit dir um
Und mühst dich, es zu sagen;
Du eilst so sehr und läufst so sehr,
Als wolltest du im Land umher
Man weiß nicht wen d'rum fragen."

O frage nicht weit, mein lieber Leser, nach des Märchens Deutung, davon der Bach murmelt, auch hier gilt: „Wer viel fragt, der geht weit um." Allerdings ist es eine alte Sprache, die der Bach redet, aber sein Rätsel ist gelöst durch das Wort: „Da schied Gott das Wasser über der Feste von dem Wasser unter der Feste: da ward aus Abend und Morgen der andere Tag." Dieser zweite Schöpfungstag wiederholt sich, so oft unter dem Blau der Himmelsfeste die Wolken gehen, bald als Himmelsschäfchen, bald als Bandstreifen, bald als dunkle Gewänder, von der Morgen- und Abendröte golden umsäumt, bald als Wasserschläuche, die sich dunkel und schwer auf die Berge lagern und über die Ebene streichen. Sie sind unseres Gottes Heber, mit denen Er die Wasser, die der Erde entdampfen, hinaufzieht; sie sind Seine Kannen, Bütten und Schläuche, die Er leert und ausdrückt, wenn Seine Zeit gekommen und das Erdreich lechzt und aller Augen warten auf den HErrn; sie sind das Zeughaus des Gottes der Ehren, der aus

ihm Donner und Blitz sendet und schreckt und segnet. Aus der Wolke quillt der Segen, strömt der Regen. Und was die Pflanze nicht braucht für den Augenblick, das nimmt ihr die Mutter, die Erde, ab, und legt es als sorgende Hauswirtin in den verborgenen Schrein, in die Klüfte der Berge, und Tropfen rinnt hinter Tropfen, bis ein Brünnlein sich in der Tiefe füllt und dann hinausströmt, um wieder zu erquicken und zu erlaben. Das ist ein ewiges Geben und Nehmen; was heute Bach ist, das ist morgen Nebel, um am dritten Tage wieder Regen, um am vierten Tage wieder Quell zu sein. Denn von den Nebeln sagt das uralte Märchen:

„Dann steigen sie durch hundert Thüren
In ihren wundervollen Schacht
Und lassen sich nicht wieder spüren,
Bis daß sie drin ihr Werk vollbracht.
Dann springen sie in lichten Quellen
Im grünen Thale rasch hervor,
Und plätschern mit den leichten Wellen
Durch manch gar lustig Blumenthor."

Und in ein solch grünes Quellenthal möchte ich heute mit dir einkehren, mein lieber Leser! Geht es dir doch gewiß wie mir selber: wo Quellen von den Bergen rauschen, wo ein Bach durch grüne Ufer sich windet, wo ein See, von Bäumen überschattet, wie ein Spiegel sich im Waldthal ausbreitet, da weile ich gerne, da öffnet die Natur ihr helles Auge noch einmal so freundlich dem Menschenauge entgegen und redet in einer gar verständlichen Gottessprache an unser Herz. Da geht es mir, wie Paul Gerhardt singt:

„Ich selbsten kann und mag nicht ruhn
Des großen Gottes großes Thun
Erweckt mir alle Sinnen:
Ich singe mit, wenn Alles singt
Und lasse, was dem Höchsten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.

Ach, denk ich, bist Du hie so schön
Und läßt Du's uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden,
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güldnen Schlosse werden?"

Das Quellenthal aber, von dem ich rede, ist von zwei Hügeln eingefaßt, die sich der Länge nach aus dem Gebirge in die Ebene hinabsenken. Die eine Seite dieser Hügel, und zwar die Mittagsseite, ist mit Buchwald bewachsen und an seinem Fuße von einem schmalen Wiesenstreifen eingefaßt, den unzählige Quellen durchrieseln, die sich bald mit hellem, bald mit tiefem Gemurmel, je nachdem sie auf Hindernisse in ihrem Laufe stoßen, in die Wallach ergießen; denn so heißt der Bach, der aus den Bergen kommt, oder eigentlich aus dem Entenweiher, einem klaren, durchsichtigen Bergsee, der eine Stunde oberhalb die Waldwasser sammelt, dann als Bach herausbricht und rasch durch das Thal strömt, bis ihn die Fläche aufnimmt und ihm Zeit läßt, langsam zwischen Fruchtfeldern und Wiesen sich hinzuwinden. So weit aber gehen wir ihm heute nicht nach,. denn es ist Werktag; nur Sonntags gehen die Bewohner des Dorfes, das im Thale an der Wallach liegt, an seinem Ufer entlang zur Kirche, denn sie selber haben keine; Wallborn, so heißt das Dörfchen, ist ein Filial. Die andere Hügelreihe, die das Thal einschließt, ist jetzt vom Wald entblöst und wo es thunlich war, d. h. wo der Berg nicht allzusteil nach dem Bach hin abfiel, da hat man Fruchtfelder angelegt, auch viele Baumstücke angepflanzt, und diese nehmen immer mehr zu, je näher man dem Dörfchen selbst kommt; denn Wallborn liegt am Hügel hinauf unter lauter Obstbäumen. Das giebt dem Dörfchen ein überaus schönes Ansehen, namentlich im Frühling, wenn diese Bäume alle blühen, wenn die Quellen drüben am Waldsaum noch einmal so frisch

rinnen und der Wald in sein erstes jugendliches Grün sich kleidet. Schmal ist das Thal, darin Wallborn liegt, von dem Austritt des Bachs aus dem Gebirge bis zur Ebene, und gerade am schmalsten ist es mitten im Dorfe. Man kann bequem von den steilen Gäßchen aus, die zwischen den Häusern den Hügel hinauf sich winden, der Frau zurufen, die über der Wallach auf dem Wiesenläppchen Gras für die Kuh holt, und es sind einige Stellen im Dorfe, da schallt das Echo von dem Walde gegenüber zweifach und dreifach. Das giebt oft der Jugend ein lustig Treiben, auf so lange, bis sie ernstere Dinge zu thun bekommt, und die bleiben auch in Wallborn nicht aus.

Stille wirds freilich Tag und Nacht in dem Dörfchen nicht, denn der Bach, der zwischen Wald und Dorf hindurchrauscht, muß über viele Steine springen, bis er im Thale zur Ruhe kommt, und oben und unten, beim Eingang und Ausgang des Dorfes, hat man die Wallach zur Dienstbarkeit gezwungen und sie muß dem Obermüller drei, dem Untermüller zwei Räder treiben. Oben thut sie es mit vielem Geräusch und man merkt ihr an, daß sie den Mut hätte, noch ein halbes Dutzend in Bewegung zu setzen; unten scheint sie sich schon mehr anstrengen zu müssen, und die beiden Räder des Untermüllers gehen langsam und bedächtig, wie der Alte dort, der eben vom Dorfe herab kommt, und auf den Steg zugeht, der über die Wallach nach der Waldseite des Thales führt.

Es war eine schlanke, hagere Gestalt mit einem Anstand, wie man ihn oft bei alten Soldaten findet. Sein Kopf war hoch aufgerichtet, sein Auge sah prüfend rechts und links, und eine gewaltige Nase in dem scharfgeschnittenen Gesichte gab dem Ausdruck des Gesichtes etwas Festes und Entschiedenes. Die hohe, fast kahle Stirne und eine leichte Beugung des Nackens verrieten allein, daß der Mann über die Mittagshöhe des Lebens

hinaus sei. Seine etwas langen Beine steckten in hohen schweren Stiefeln und wo diese aufhörten, hielten ein Paar messingene Schnallen braunlederne Hosen um die Kniee fest, und über diese legte sich um die Hüften ein Kleidungsstück, das halb Weste, halb Jacke war; es ließ die Arme frei, die mit einem blendend weißen Hemde bekleidet waren, hing neben in zwei breiten Schößen über die Hüften herab und gab so Raum zu zwei gewaltigen Taschen, in deren einer eine kurze Pfeife von Maser nebst der Tabaksblase und in deren anderer eine große lederne Brieftasche steckte.

Die Weste war sorgsam zugeknöpft bis an den Hals und dieser durch ein dickes, schwarzes Tuch verwahrt. Auf dem Kopfe saß ihm eine sogenannte Zipfelmütze oder Strumpfkappe, die mit ihrer herabhängenden Quaste dem Gesichte etwas Komisches gab, was aber der Träger keineswegs bezweckte. Auch war man diese Tracht im Dorfe gewohnt und sie fiel niemand auf. In der rechten Hand trug der Mann einen Stab, fast so hoch, wie er selber, den hielt er etwas von sich ab und stützte sich von Zeit zu Zeit darauf, und dann konnte man sehen, daß seine Spitze sorgsam mit Messing beschlagen war und daß der Stab mehr zum Messen, als zum Stützen diente, denn wenn die Sonne darauf fiel, so schimmerten auf dem schwarzen Holze die Metallstiftchen, die Schuhe und Zolle bezeichneten. Der Mann legte die Linke auf das Geländer des Steges und rüttelte leicht daran, während der Stab die Festigkeit des Holzes unter den Füßen prüfte, dann hielt er in der Mitte stille, sah ins Wasser hinab, bückte sich ein wenig, tauchte den Stab hinein und beschaute dann prüfend die vom Wasser benetzte Stelle des Maßstabes.

Unmittelbar vor der Brücke führten Steinstufen empor zum Walde, und zu beiden Seiten derselben kam eilig und klar ein Wässerchen herab, das auf einen Quell in der Höhe deutete. Und so war es, die Stufen führten

zu dem Wallborn, der dem Dorfe den Namen gab. Hatte man ihrer zwölf überschritten, dann stand man vor einer in den Berg gehauenen Vertiefung, reinlich und mit Steinplatten belegt und von Steinbänken eingefaßt, und aus einem Brunnenhäuschen strömte durch eine eiserne Röhre der Wallborn in einer Stärke, daß die untergehaltenen Gefäße sich im Nu füllten. Durch eine Öffnung in den Steinplatten floß das ungenützte Wasser hinab in die Wallach. Ehe noch das Dorf da drüben entstand, floß schon dieser Quell und stand auf weit und breit in hohem Ansehen, nicht weil er ein sogenannter Salz- und Heilborn war, der unmittelbar auf Zunge und Leib wohlthätig wirkt, sondern der Wallborn war ein Heiligenbrunnen. Über dem Opferstock, dessen steinernes Untergestell man noch sehen konnte, stand das Bild des Brunnenheiligen, wie vielleicht in heidnischer Zeit das Bild eines Waldgottes, und das Volk der Umgegend war es gewohnt, an bestimmten Tagen im Jahre den Wallborn zu besuchen, sein Wasser zu trinken, in dem guten Glauben, es befreie von allerhand Gebreste, dann eine Messe zu hören in dem Kapellchen, das nahe dabei stand, aber nun längst verschwunden war, und dann wieder heimzugehen, in gutem Glauben, die Wallfahrt nach dem Wallborn sei für Leib und Seele gesegnet.

Die Zeit war vorübergegangen, aber der Wallborn war deshalb doch in seinen Ehren geblieben; man holte sein Wasser noch zuweilen auf ihren Wunsch den Kranken in benachbarten Dörfern, und als Haustrunk war es in allen Häusern in hohem Ansehen, wenn auch Wallborn sonst nicht arm an guten Quellen war. Was aber des Brunnens Ansehen erhielt, das war seine Lage und Schönheit. Es plauderte sich so traulich beim Rauschen der Quelle, man saß so kühl unter dem Schatten der Buchbäume, die mit ihren Ästen den Brunnen wie eine Laube bedeckten, und wer etwas auf dem Herzen hatte,

namentlich in dem Lebensalter, wo das Herz gar viel begehrt und sinnt, der scheute die zwölf Stufen zum Wallborn nicht, er konnte versichert sein, daß er eine teilnehmende Seele dort fand, die den Zuber dreimal überlaufen ließ, um einmal einen Trost zu spenden oder eine Klage zu hören. Zwar sollte es abends nicht geheuer am Wallborn sein, und das weiße Weibchen, das dort umging, hatte wohl eine einsame Wasserträgerin geschreckt, daß es aber jemals zweien zugleich erschienen sei, die sich dort gesagt, wie lieb sie sich hätten und wie treu sie aneinander halten wollten, davon hatte man kein Beispiel in Walldorf. Im Gegenteil, die Alten, die so etwas doch wissen mußten, behaupteten, mehr als die Hälfte aller Ehen nähmen am Wallborn ihren Anfang, und die Kinder im Dorfe erzählten sich untereinander, die Eller hole die Schlüssel zum Wallborn jedesmal bei dem Wasserklas ab, wenn man da oder dort in einem Haus ein Kind bestellt habe.

Der Wallborn war also ein wichtiger Punkt in der Geschichte des Dorfes, und darum finden wir ihn auch an dem Morgen besetzt, mit dem unsere Erzählung anhebt. Es ist ein Junimorgen, sonnig, warm, und ein leichtes Lüftchen weht durch die Buchen über der Quelle. Die fällt mit Jugendkraft in den Zuber, der unter der Röhre steht, und der Zuber läuft über und über, und drei blühende Mädchengestalten stehen davor und schauen hinein und sehen, wie aus den klaren, leichten Wellen des Wassers ihnen ihr frisches, lachendes Bild entgegennickt. Eines der Mädchen ist besonders schön und zart, auch sorgsamer gekleidet, als die beiden andern, sie überragt ihre Kamerädinnen um einen halben Kopf, und das bunte Häubchen und das dunkle, kastanienbraune Haar hebt die Schönheit der weißen, hohen Stirn noch mehr hervor. Ihre Kamerädinnen lachen mehr als sie und necken sie, aber sie lächelt nur leise und wehrt ihre kecke Rede von sich ab, bückt sich auch dann und wann nach

dem Zuber und droht zu gehen, bleibt aber doch und versucht es, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Offenbar ist es ihr unangenehm. Sie ist des Obermüllers Tochter, die Lore. Wie sie sich umsieht, gleichsam um einen neuen Gesprächsstoff verlegen, da erblickt sie zuerst den Mann mit dem Maßstabe und sie flüstert halb erschrocken den Freundinnen zu: „Der Wasserklas kommt!“ Kaum gesagt, so stand auch schon der gefürchtete Mann auf der obersten Stufe und richtete sich seiner ganzen Länge nach auf. Da ergriff jede ihr Wassergefäß, erwiderte kaum den ernsten Gruß des Mannes: „Guten Morgen, ihr Jungfern,“ mit einem leisen: „Schön Dank,“ und rasch eilten sie die Stufen hinab. Erst auf dem Wege sah sich die hinterste um, und als sie nichts mehr von dem Störer erblickte, sagte sie: „Wißt ihr, was gut ist?“ — „Und was denn?“ — „Daß der Wasserklas nicht auch Kirchenrüger ist.“ — „Das fehlte noch!“ sagte die andere. — „Gott steh mir bei!“ fügte die dritte hinzu und spie leise dreimal aus, wie um einen bösen Zauber zu entfernen.

Der Wasserklas aber, da die Mädchen seinen Namen genannt haben, so wollen wir ihn auch also bezeichnen, denn eigentlich hieß er Nikolaus Brenner, hatte über die Wegeilenden, wie es schien, keine besondern Gedanken; er sah ihnen nicht einmal nach, sondern griff in seine rechte Hosentasche und zog einen großen Hohlschlüssel heraus, blies leicht in seine Öffnung, wenn etwa sich etwas sollte in die sogenannte Kanone gesetzt habe, bückte sich dann nach dem Brunnenhäuschen hinab und schloß dessen Thüre auf. Dann schaute er sinnend hinein, wie der Tagesschein auf den Spiegel der Quelle fiel, nahm den Stab, tauchte ihn hinein und zwar mehrmals, als wolle er den Grund der Quelle recht prüfen, hob ihn dann heraus, besah an dem Maßstabe die Tiefe des Wassers, untersuchte sorgsam die Spitze, ob kein Schlamm daran sich gesetzt habe und sagte dann leise vor sich hin: „Alles

in Ordnung, der Grund rein und das Wasser hell und das alte Maß. Ja, dir sollten alle Menschen gleichen, du lieber, lieber Born, du trügst nicht, es mag wintern oder sommern, so hast du dein rechtes Maß; kein Tropfen wild Wasser, immer gleich, immer hell, immer derselbe liebe Wallborn. Darum hab ich dich auch so lieb! Mit dir hab ich geplaudert, da ich noch ein Kind war, mit dir hab ich als Bursche geliebäugelt, und mit dir muß ich reden jetzt, da ich ein Mann bin, wie mit dem Weib meiner Jugend. Fließe, fließe, lieb Börnchen, Gott gebe dir nach meinem Tode einen eben so treuen Herrn und Aufseher!"

Damit schaute der Wasserklas in das Brunnenhaus hinein, untersuchte sorgsam die Wände, schloß dann die Thüre, untersuchte auch das Beschläge und das Schloß und steckte den Schlüssel wieder in dieselbe Hosentasche.

Während er sinnend in den vollen Wasserstrahl sah, der aus den Röhren quoll, erscholl plötzlich dicht über ihm in den Zweigen des Buchbaumes der volle Schlag eines Buchfinkes, und in demselben Augenblick kam der Vogel herab und fast dicht an seinen Füßen in der Wasserlache, die von den überlaufenden Gefäßen der Wasserträgerinnen von eben entstanden war, in einer ausgetretenen Stelle des Steines, der gleichsam einen kleinen Teich bildete, badete sich der Vogel. Ihm folgte ein zweiter und dritter und es war ein lustig Plätschern der Vögel im kleinen Teiche, bis das wenige Wasser verbraucht war und der letzte Tropfen davon auf die Stiefel des freundlich lächelnden Mannes fiel. Dann flogen die Vögel auf den Rand der Steinbank, putzten das Gefieder und rasch hinter einander erhoben sie sich wieder in die Zweige der Buche. Der Wasserklas sah ihnen lächelnd nach und sagte: „Die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel! Wer ein Herr ist der Kreatur und nicht ihr Schinder, den kennt sie und dem traut sie. Wir kennen einander, diese

lustigen Gesellen und ich. Kennten sie alle im Dorfe den Wasserklas, wie dieses Gevögel ihn kennt, gewiß, sie wichen ihm nicht so oft aus. Gut, daß ihn Einer kennt, der der Brunnen und der Vögel Nährvater ist!"

Sichtlich erheitert setzte der Wasserklas eine Zeit lang seinen Weg am Waldsaume hin fort, denn da führte oberhalb des schmalen Wiesenstreifens ein Fußpfad hin. Doch bald verließ er ihn und schritt quer durch die erste Wiese der Obermühle zu. Hier kamen ihm seine Wasserstiefel trefflich zu statten. Bei jedem Schritte sank er in den weichen, nassen Wiesenboden ein. Doch das gehörte ja zu seinem Geschäfte, der Wasserklas war Wiesenwart.

Da wo hinter den Rädern der Obermühle hervor der Wiesengraben sich von der Wallach abzweigt und oberhalb des Wiesengründchens am ganzen Bachsaum sich hinzog, blieb er stehen, und stellte die beiden kleinen Schließen, die des Obermüllers Wiesenläppchen bewässerten, um etwas weiter unten seines Nachbars Schließen aufzuziehen; denn so ging die Wässerung jedes einzelnen Stückes bis hinunter zur Untermühle. Zu dieser Ordnung hatte der Wasserklas die Gemeinde durch lange Überredung gebracht, hatte ihr selber die Wässerung angelegt und hütete nun die Schließen und versah täglich den mühesamen und undankbaren Dienst. Denn Unzufriedenheit der Wiesenbesitzer mit seiner Ordnungsliebe und ein stets beißendes Kläffen und Keifen war sein einziger Lohn, einen andern empfing und begehrte er auch nicht.

Auch jetzt that sich das Fenster an der Obermühle auf, und das volle Gesicht des Müllers, noch voller wie sonst von Bosheit und einem starken Morgentrunk, bog sich heraus und mit durchdringender Stimme rief der erzürnte Mann: „Klas, ihr seid wieder eine Stunde zu frühe gekommen, kommt überhaupt immer zu frühe, ich wollte, ihr bliebet einmal ganz aus, denn diese verdammte Schinderei auf meinen Wiesen bin ich müde bis über die

Ohren. Wozu bin ich der Obermüller und wozu ist das Wasser und der Graben mein, wenn ich es nicht soll brauchen dürfen wie ich will, und jeden Tropfen von meinem Wasser mit dem da drunten teilen muß?"

Der Wiesenwart sah nach dem Stand der Sonne, nicht in das erzürnte Gesicht des Müllers, zog dann seine Brieftasche heraus, warf einen Blick hinein, und sagte ruhig: „Alles in Ordnung, Meister Müller, eines hinter dem andern, was dem Einen recht ist, das ist dem Andern billig. Wollt ihr Wiesenordnung in Wallborn, so muß sie auch gehandhabt werden."

„Allen Respekt vor eurer vermaledeiten Wiesenordnung," schrie der Müller noch lauter, „aber ich bin der Obermüller und mir zu Gefallen könntet ihr das Wasser einmal eine Stunde mehr auf meine Wiesen laufen lassen. Eine Hand wäscht die andere. Wie du mir, so ich dir. Mit dem Maße, da ihr messet, soll euch wieder gemessen werden. Verstanden, Klas, verstanden?"

„Vollkommen, Meister Müller! Aber seid so gut und braucht das Gotteswort da, wo es hingehört, sonst hört ihr von mir das Wort im A-B-C-Buch: Der Vielfraß hat doch nimmer satt, soviel er auch im Leibe hat."

Damit watete er langsam weiter, und klirrend fuhr hinter ihm das Fenster zu. Nur wie ein dumpfer Schall drang es noch durch die Scheiben: „Duckmäuser!"

Der Duckmäuser erwiderte nichts, sondern er that seinen Dienst bis hinab zur Untermühle, stellte da eine Schließe stille, zog da eine auf, räumte mit Hand und Stock hier ein Gräbchen auf und warf dort einen Heckendorn, den die Flut gebracht hatte, dem Wasser aus dem Wege, und wünschte dem Untermüller, der sinnend auf seinem Schützenwege stand, einen guten Morgen.

„Danke schön," erwiderte der; „aber Klas, ich wollte, ich wäre, wo der Pfeffer wächst."

„Dann hättet ihr noch weniger Wasser, Meister Velten, wie ihr so habt; denn der Pfeffer wächst auf

grausam trocknem Grund und eure Räder gehen doch noch, wenn sie auch nicht gerade viel Spektakel machen. Nehmts, wies Gott giebt."

„Ihr habt gut reden, Klas; aber meine Mühle braucht alle acht Tage einen tüchtigen Regen, daß mein Neider da droben schier im Wasser erstickt, sonst möchte man über dem Mahlen einschlafen. Den Stoffel von einem Müller hätt' ich kennen mögen, der die Untermühle baute, den muß entweder das Geld gejuckt oder der Teufel geritten haben. Denkt nur, Klas, die Dörfer auf weit und breit in die Obermühle gebannt, bis auf das lumpige kleine Wallborn hier, die Wallach schon ohne viel Gefäll, und da legt der Esel von Müller dennoch eine Mühle hier unten an. Kein Wunder, daß das Rattennest die Eselsmühle heißt und jeder, der drinnen haust, der Eselsmüller."

Der Wasserwart tauchte seinen Stab oberhalb der Mühlräder ins Wasser, prüfte dann sorgsam den Stand und sagte, als wäre er mit seinen Gedanken abwesend und komme ihm nur auf eine Redensart an: „Meister Velten, seid nicht ungerecht gegen den lieben Gott, der euch und euer Werk bis dahin erhalten hat. Als man eure Mühle baute, da waren noch andere Zeiten, und vielleicht hatte die Wallach auch damals mehr Wasser, was noch dahingestellt sei, denn seit ich hier ab- und zugehe, ändert nur der Regen den Wasserstand und das ist mir nur eine Predigt über den Spruch: ‚Gottes Brünnlein hat Wassers die Fülle', oder über den: ‚So lange die Erde steht, soll nicht aufhören 2c.', ihr kennt ihn ja. Zum andern, eßt ihr euer Stück ehrlich Brot, das sagt jedermann von euch, und das ist euch eine große Ehre und kann sich dessen nicht jeder Müller rühmen. Zum dritten, so hat euch Gott ein Weib beschert, wie keins auf weit und breit, und eure Tochter, die Sibylle, möge der Herr auf dem Weg erhalten, den sie geht. Ich merke wohl, ihr wollt wieder von dem

Fluch reden, von dem ihr glaubt, daß er auf der Untermühle ruhe. Nun ja, Meister Velten, es ist was Sonderbares um diese einzigen Töchter des Untermüllers, keiner hat seit Menschengedenken einen Sohn gehabt, die Mühle hat jedesmal durch die Erbtochter einen andern Herrn bekommen. Auch sagt man von gar gottlosen Versuchen, welche die Untermüller angestellt, um zu Söhnen zu gelangen; aber Kinder sind nun einmal eine Gabe des Herrn und Leibesfrucht ist ein Geschenk. Es läßt sich manches zwingen, aber das nicht, und wäre eure Sibylle mein, ich dankte täglich dem Herrn für diese liebe Gabe. Meister Velten, ihr wißt nicht, welch einen Schatz ihr im Hause habt und wie es denen ist, die einsam durchs Leben gehen. Erst trotzen sie unserm Herrgott ihre Freiheit ab, wie die zornigen Kinder, und sagen: ‚Nun gerade nicht'; dann haben sie so eine Art Schadenfreude in sich, wenn sie die Eheleute sich schinden und winden sehen, um ihrer Kinder willen; aber wenn der Winterschnee des Lebens das Haupt bedeckt, und der alte Mensch sitzt so einsam neben seinem Ofen und reibt die welken Hände, dann kommt er sich vor wie ein Narr, der unserm Herrgott aus der Schule gelaufen ist."

„Alles ganz gut, ganz gut, Meister Klas; aber seid ihr heute erst auf die Welt gekommen, kennt ihr Wallborn nicht? Dort oben, wo die drei Räder gehen, da wird mein Leben zermahlen, und wenn ich ein Kieselstein wäre aus dem Bach, und ich bin doch auch ein Mensch von Fleisch und Blut, ich müßte unter diesem ewigen Mahlen und Drangsalieren zu dem werden, was ich bin, ein desperater Mensch. Gott verzeihe mir meine Sünd', aber ich habe schwere, fürchterliche Gedanken in mir, und es giebt noch etwas, Klas, es giebt noch etwas, davon werden Kinder und Kindeskinder erzählen." Hier schwieg der erzürnte Mann und seine Brust hob und senkte sich wie bei einem Fieberkranken.

„Ja, Meister Velten," sagte mit unzerstörbarer

Ruhe der Wasserwart, „es giebt noch etwas," und damit deutete er mit seinem Stab auf die Stelle am Berge, wo zwischen den Obstbäumen die Kreuze des Friedhofs sichtbar waren; „ja, es giebt noch etwas und das ist, daß man euch beide, den Obermüller und euch, neben einander legt und deckt euch mit Erde zu, bis die Posaune des Gerichts euch ruft. Dann giebts noch etwas, aber das mahlt unser Herrgott auf seiner großen Mühle im Himmel und die Mühle treibt das Thränenwasser aus Menschenaugen. Wann aber geschroten und gebeutelt und in Säcke gefüllt und abgewogen wird, das weiß ich nicht; aber es geschieht. Aber nichts für ungut, Meister Velten, ich muß weiter!"

2.

Da drunten im tiefen Thale
Da treibet das Wasser ein Rad.
Mich aber, mich treibet die Liebe
Vom Morgen bis Abend spat.
Volkslied.

Es war Mittag geworden, und als der Wasserklas den Untermüller verließ, läutete es eben vom Türmchen des Schulhauses herab mit der einzigen Glocke, die das Dorf hatte, elf Uhr. Mit dem einfachen Gebete: „Das walt Gott der Vater" schritt er den Hügel hinan, auf dem die Häuser des Dorfes, auch das seinige, lagen. Es begegnete ihm niemand, die Leute hatten die Morgenarbeit vollendet und genossen das Mittagsbrot. Doch ja, dort hinter der Hecke öffnete sich die Thüre eines sehr kleinen Häuschens und eine Frau trat heraus, sah sich sehr ängstlich um und errötete, als sie den Wasserklas erblickte. Er sah es, aber er fragte nicht, er redete sie auch nicht an, er schritt mit dem Gruß: „Guten Tag, Apollonia!" an ihr vorüber. Warum die Frau errötete,

der Wasserklas wußte es, er hatte sie auf einem Wege gefunden, auf dem sie nicht gesehen zu werden wünschte; das wußte der Mann zu verstehen und zu deuten. Er wußte auch, daß sie sich nicht nach ihm umsehen würde, darum ging er denselben Weg, trat in die Thüre des Häuschens ein, klopfte dreimal an, und schien nicht im geringsten überrascht, als ihm eine unangenehm kreischende Stimme entgenrief: „Ins Dreiteufels Namen kommt herein, wenn ihr nicht draußen bleiben könnt!" Eine häßliche Weibsgestalt, den wirren Kopf mit einer blauen Schürze umwickelt, lag in ihrem Bette und vagierte mit den Händen in der Luft umher, als sie ihn erblickte. „Ihr seid es, Wasserklas," rief sie, „was führt euch zu der Schwarzlise? Wollt ihr etwas von mir, so schert euch nur gleich wieder hinaus, denn ich habe nichts zu geben; ihr könnt mehr als ich, Wettermacher sollten nicht zu mir kommen, so weit reicht meine Kunst nicht. Wollt ihr aber nur ein krankes Weibsbild sehen, um euren Spott mit ihr zu treiben, so packt euch vorab hinaus. Hierher kommen nur des Teufels Trabanten, um mir Schlaf und Ruhe zu nehmen, das vornehme Geschmeiß von eurer Sorte hat hier nichts zu thun."

Der Wasserklas sah die Kranke mit seinen großen, ernsten Augen durchdringend an, holte einen leichten Seufzer, als bete er, daß der unsaubere Geist von dem Weibe weiche, und sagte dann: „Lise, es giebt auch noch ein anderes, das einen Menschen zu einem Kranken führt, und das ist der Trost, der im Menschenwort und Auge liegt, und das Verlangen, dem Notleidenden zu dienen. Beides wollt ich euch bringen, da ich hörte, ihr wäret krank."

„Jetzt sehe einmal einer so einen Heuchler an," schrie das Weib; „meint, sein Rabengesicht und seine Habichtsnase thäten einem Kranken wohl und sein Spatzengesang von einem Trost könnte mich erfreuen. Geht, Wasserklas, woher ihr gekommen seid, je schneller,

desto besser, und sagt den Wallbörnern, die Schwarzlise pfeife auf dem letzten Loche, und der Böse solle ihnen allen das Mus versalzen für die Wohlthaten, die sie an mir gethan hätten."

„Wenn ich hier auf euren Tisch sehe, Lise," erwiderte der Mann noch ernster, „so sieht es nicht gerade aus, als ließe man euch darben. Brot, Butter, Käse, gekochtes Dörrobst, ein Topf mit warmem Thee, ist das alles, wie dem Elias, von den Raben hereingebracht worden, oder haben es treue Menschenhände hereingetragen? Pfui, seid nicht undankbar."

„Was, auch noch danken, daß so ein Salamander und Drache, wie des Untermüllers Apollonia, von ihrem Überfluß etwas hereinbringt, was aussieht, als könne man es genießen! Die Butter ist ranzig, der Käse voll Maden und das Brot, nun das ist gestohlen, wie alles, was so ein Mehldieb im Hause hat. Fahrt all' zum Henker, ihr hochmütig, vornehm Pack, und daß mir keins von euch sagt, ihr habet die Schwarzlise satt gemacht und getröstet. Hungern will ich, versteht ihr, und Trost will ich keinen von euch, meine Planeten geben mir Trost genug. Jetzt hinaus, Wasserklas, oder ich springe heraus und kratze euch die Habichtsaugen aus dem Kopfe."

„Dessen brauchts nicht, Lise," sagte ruhig der Mann, „ich gehe schon. Gott sei bei euch!"

Was das erboste Weib ihm nachbrüllte, er hörte es nicht mehr. Wenige Schritte und er stand in seinem Hofe vor seinem einsamen, stillen Hause. Es war verschlossen, keine Kinderschar sprang ihm entgegen, kein Weib schmollte halb ernst, halb zärtlich mit ihm, daß er so lange auf sich habe warten lassen; er stand als ein Einsamer vor seinem stillen, einsamen Hause. Nur sein treuer Spitzhund zerrte ungeduldig an seiner Kette und mahnte ihn, daß es Mittagszeit sei. Er band den Hund los und duldete des Tieres Freude, nicht ohne eine kleine Teilnahme in seinen Mienen zu zeigen, dann

schloß er die Hausthüre auf und in sichtlicher Eile, schnurrend und mit emporgerichteten Schwänzen, kamen ihm zwei Katzen entgegen; also drei Pfleglinge harrten seiner Heimkehr. Alle drei begleiteten ihn zur Küche. Dort stand allerdings ein Kroppen mit der Mittagssuppe über dem Rost, aber das Feuer war dem Ausgehen nahe, es glimmte nur noch unter der Asche. Einige dürre Späne belebten es augenblicklich wieder und die drei hungrigen Tiere folgten aufmerksam seinen Bewegungen, als er den Deckel abhob und in den Kroppen hineinschaute. In einer Suppe lag ein Stück Dörrfleisch, das schon am frühen Morgen sich der Kochkunst des Einsamen zu erfreuen gehabt hatte, dann aber zum Stillstehen gekommen war. Jetzt dampfte der Kroppen wieder, jetzt zog der Rauch wieder in den schwarzen Schornstein hinauf an den Schinken und Speckseiten empor, die noch als Vorrat für später dort hingen. Rechts und links hatten sich die Katzen auf den Herd postiert und sahen blinzelnd und in ihrer Ungeduld die Pfoten hebend in die Flamme hinein, während der Spitzhund auf Schritt und Tritt seinem Herrn folgte. Denn der hatte zuvor noch mehr Gäste zu bedienen. Es arbeiteten die Schweine gewaltig in ihrem Koben, es brüllten ungeduldig die Kühe hinter ihren leeren Krippen. Die mußten erst befriedigt werden und der Spitz folgte getreulich seinem Herrn zu diesem Geschäfte, während die Katzen den Kroppen hüteten.

Doch auch dieses Geschäft war in Schnelligkeit abgethan, denn handlich und ordentlich lag alles zurecht; nirgends merkte man die Junggesellenwirtschaft. Ackergeräte, Holz, Mist und was sonst in einem Bauernhof sich findet, war in musterhafter Ordnung, und zwischen seinem Eigentum bewegte sich der stille, schweigende Mann langsam, aber sicher. Jetzt kam zuerst die Reihe an die Katzen. Ein Schüsselchen mit Milch und Brotbrocken darin ward ihnen in die Ecke der Küche gestellt,

was der Spitz sehr mißfällig zu bemerken schien, denn er umging sie wie auf den Zehen, und während er sich die Zunge leckte, stieß er Töne aus, die soviel sagen wollten, als: Neidisch bin ich nicht gerade, aber warum soll ich zusehen, während das Katzenvieh sich labt! Doch schon ging auch seine Wartezeit vorüber. Der Deckel zum Kroppen ward abgehoben und von seines Herrn Suppe bekam der Hund sein gutes Teil. Die Katzen verliefen sich bald darauf und gingen ihren Geschäften nach, der Spitz aber schlang in Eile sein Fressen hinab und folgte zum Nachtisch seinem Herrn in die Stube.

Auch hier herrschte dieselbe Ordnung, und während der Wasserklas den Schrank öffnete, das reine Tischtuch, den Brotlaib, Messer und Gabel und die große Salzbüchse herausholte, während er sich mit Bedacht den Tisch deckte, laut und vernehmlich sein Gebet sprach und dann in Gottes Namen sein Mittagsbrot verzehrte, hängt unser Auge nicht an dem Essenden, wie die beiden verlangenden Augen seines Hundes an seiner Seite, sondern wir sehen uns in der Stube des Wasserklas um. Da fällt zuerst unser Blick auf ein großes Bette, wahrscheinlich von der Großmutter des jetzigen Besitzers mit in die Ehe gebracht; es ist, wie gesagt, sehr groß für einen einsamen Mann, fest von dunklem Holze gefugt, mit allerlei Schnitzwerk und Bildern bemalt, und am Fußende steht in einem großen mit Blumen umwundenen Herzen geschrieben:

„Mein Schlaf und Ruh gesegne mir,
Bis daß ich ruhe, Gott, in Dir,
Der Tag sei Dein, die Nacht sei mein;
Wollst, liebster Gott, der Hüter sein!"

Zwischen diesem Bette und dem sehr geräumigen Ofen, auf dem Salomos Urteil über die beiden Frauen sehr schrecklich dargestellt ist, steht der Ruhe- und Sorgenstuhl des Hauses. Auf dem hat schon manches Herrchen und manches Großmütterchen gesessen, das sieht man

ihm an, aber noch steht er in seinen vier Ecken, ein Bild einer derben, festen Zeit, die sich nicht an die spindeldürren Beine der jetzigen Stühle und an ihr stetes hektisches Krachen hätte gewöhnen können. Ein schwerer Tisch vor einer Bank unter den kleinen Fenstern vollendet den Hausrat, wenn wir den Speiseschrank des Bewohners nicht vergessen, der aber ursprünglich hinaus in den Vorplatz gehörte. Den Kammbank an der Wand neben dem Ofen, auf der eine Reihe Bücher, in Leder und Pergament gebunden, stehen, kann man nicht zu den Mobilien rechnen.

Was aber die Stube des Wasserklas von einer jeden Bauernstube in Wallborn auszeichnet, das sind ihre Bilder, die die Wände schmücken. Zuerst fällt, der Thüre gegenüber, der Blick des Eintretenden auf ein großes Gemälde, das prangt in den Farben braun, grün und blau. Es ist ein Bild von der Gemarkung Wallborn, von dem Wasserklas selbst verfertigt; denn der Mann ist nicht allein Wasserwart, sondern auch Feldgeschworener und kennt eines jeden Bauern Eigentum so genau wie sein eignes. Auf dem Bild ist kein Acker, keine Wiese, kein Weg und keine Quelle vergessen. Das Ackerland hat er braun gemalt, und durch die grünen Wiesen schlängeln sich als blaue Adern der Bach, die Quellen und die Riesel; da kann man recht sehen, wie wasserreich das Thal ist und wie es einen Wasserwart bedarf, der da herrschet über die Quellen. Vor das Bild tritt mancher aus der Gemeinde, namentlich an Sonntag Nachmittagen und läßt sich vom Wasserwart die Grenzen seiner Äcker und Wiesen zeigen und überlegt mit ihm Tausch und Kauf; denn gut und zuverlässig ist der Rat des Wasserklas, und wer Verstand hat im Dorfe und ein unbefangen Herz, das zumal Gott liebt, der erkennt den geraden Sinn des Mannes und seinen unbestechlichen guten Willen. Der Wasserklas ist das gute Gewissen des Dorfes.

Hätte jedes Dorf auch heute noch ein solches gutes Dorfgewissen! Um eines Einzigen Gerechtigkeit willen verkürzt der Herr oft die Tage. Was schwache Mägdlein, eigensinnige Weiber und verkommene Männer über einen solchen Wasserklas richten, das zerstreut der Wind wie Spreu.

Doch wir schauen nach den andern Bildern in der Stube des Mannes uns um. Ein stolzes Schiff auf ruhiger See, die Segel vom Winde gebläht, sehen wir unter Glas und Rahmen da hängen und daneben dasselbe Schiff, wie der Sturm es peitscht, wie die Segel zerrissen an den Raaen herabhängen, wie dazwischen die Matrosen ihr gefährliches Werk treiben und der Schiffsmeister auf dem Verdecke steht und seine Befehle giebt.

Friedlicher und stiller nehmen sich daneben die holländischen Landschaften aus, breit, gedehnt, endlos, schmucke Dörfer, weidende fette Kühe zwischen Kanälen und Teichen und Windmühlen im Hintergrunde. Die Figuren der Menschen auf den Bildern langsam, gut genährt, derb, mit rauchenden Pfeifenstümmeln im Munde.

Diese Bilder sind gekauft und aus der Fremde mitgebracht. Aber es hängen auch solche an den Wänden, die hat der Wasserklas entworfen; die stellen Maschinen dar, wahrscheinlich Mühlwerke, davon verstehen nur die Müller in Wallborn etwas und der Wasserklas selbst; denn ursprünglich ist er seines Zeichens ein Mühlarzt.

Von dem alten Hausrat und den Bildern des Wasserklas, von seinem Hause, seinen Katzen und von dem ernsten großen Manne selbst, wußten die Kinder im Dorfe viel Ungeheuerliches zu erzählen, und ihnen schlossen sich nicht selten die Mütter an. Denn ungewöhnlich war der Mann, das stand richtig, einsilbig, maulfaul und von kurzen Worten. Wer ihn grüßte, dem dankte er, wer es unterließ, den beobachtete er auch weiter nicht. Und da er Sprichwörter und kurze Reden liebte, so hielt man ihn für nicht ganz geheuer. Ältere

Leute im Dorfe — denn auch schon im Jahre 1770, wo unsere Geschichte spielt, gab es alte Leute mit veralteten Ansichten und junge Freigeister — hielten den Wasserklas geradezu für einen Wettermacher. Das kam mit daher, daß er oft, um die Rede zu sparen, einem Mütterlein, oder sonst einem Wettergedrückten, mit einer Wetterregel antwortete, die er durch alle Tage des Kalenders hindurch auswendig wußte.

Dieser vielbeschrieene Sonderling und Wettermacher saß nun zwischen seinem alten Hausrat und seinen Bildern kerzengerade wie ein Soldat und ließ sich sein einfaches Mittagsbrot trefflich schmecken. Dann stand er, dem Geber im Himmel dankend, auf, räumte ab, gab dem Spitz den Nachtisch, stopfte sich eine Pfeife, holte sich mit der Feuerzange, die an einer Ofenschraube hing, eine Kohle aus der Küche, setzte sich langsam auf den Großvaterstuhl, that einige kräftige Züge aus der Pfeife, dann schwächere und schwächere, und entschlief, die Pfeife im Munde, das Haupt zurückgelehnt. Der Spitz hatte den Kopf auf die Füße seines Herrn gelegt und war ebenfalls entschlafen. Mittagsstille war im Gemach des Einsamen wie draußen; ist doch kein Vögelein so vergessen, es thut sein Schläfchen aufs Essen.

Der Spießmann im Dorfe, der alte Lotz, der seinen Tabak vom Wasserklas empfing, war um diese Mittagszeit der einzige, der den Hof des Einsamen betrat; aber ehe er ins Haus seines Freundes einging, da sah er zuvor durch das Fenster, und als er den Schlafenden erblickte, da sagte er halblaut: „Wohl bekomms, Alter, wär' ich nicht der Tagwächter, ich schliefe auch mein Stückchen herunter.“ Spießmänner und Erzähler haben aber allein nur das Recht, andern Leuten durch die Fenster zu sehen, und so folge ich denn diesem meinem Kollegen durch die Obergasse, die er langsamen Schrittes durchwandelt und zwischen die Gärten hindurch hier und im Schatten der Obstbäume, wo er stille steht und sich

die Mittagspfeife stopft, den Spieß an den weitschattigen Vogelkirschbaum gelehnt, schaue ich mich um. Da steht das letzte Haus des Dorfes, getrennt von den übrigen; mitten aus einem Wald von Bäumen ragt das spitze Dach des einstöckigen Hauses. Garten und Haus gehören der Wittwe Ulrich, des seligen Ebert Ulrich, des Leinwebers, Frau.

Der aus den Ulrichen, der das Häuschen auf den grünen Hügel zwischen die Bäume gesetzt hatte, mußte ein großer Naturfreund gewesen sein; denn schön und wohlthuend für Aug und Herz ist die ganze Umgebung von Wallborn, aber aus dem Hause der Witwe Ulrich gesehen, weiß man nicht, wohin man den Blick zuerst wenden soll. Das Häuschen selbst scheint so gestellt zu sein, wie es die großen Herren mit ihren Lusthäuschen auf den Hügeln in ihren Gärten machen; sie hüllen sie in Grün ein, setzen ein Strohdach darauf, damit sie recht einfach und ländlich erscheinen und an die Wände pflanzen sie Trauben und anderes Schlinggewächs, daß der Sonnenstrahl sich durch die kleinen Fenster gleichsam durchstehlen muß. An dem Häuschen der Witwe Ulrich fand sich alles dieses vereinigt, aber die Kunst hatte wenig dazu gethan. Sie und ihr Anton hielten Garten und Bäume, Blumen und Weinstock, Dach und Fach in Ordnung, das war alles; das Übrige fand sich von selbst. Es fand sich von selbst, daß man durch die kleinen Fenster der Wohnstube den Bach übersieht, wie er aus dem Walde heraustritt, daß man ihn mit den Augen verfolgen kann, wie er durch das grüne enge Thal sich windet, selten von einem vortretenden Hügel auf eine kurze Strecke verdeckt, wie er dann, durch die Mühle aufgehalten, zu einem glänzenden Spiegel wird, wie er über die Räder hinabstürzt, und in tausenden von Tropfen zu zerstieben scheint, um sich unten murmelnd und gleichsam schmollend wieder zu sammeln. Um die Mühle her konnte nichts vorgehen, man sah es

von hier oben. Das erste Grün der stets feuchten Rasenplätzchen im Frühling, wie das Treiben der Weidenbäume, wenn sie ihre Kätzchen ansetzten, das sahen die Bewohner des Häuschens noch deutlicher, als die Bewohner der Obermühle selbst. Und was diese selbst thaten außerhalb ihrer vier Wände, ob die Müllerin die Hühner lockte, der Müller den Tauben pfiff, ob die Hausfrau mit den Mägden keifte, und der Hausherr sich mit einem Mahlgast über den Molter zanke, ob des Müllers Söhne Frucht abluden oder Mehl aufluden, ob sie im Bache fischten, oder die Lore, des Obermüllers Einzige, am Wasser wusch und das Tuch auf der Bleiche neben dem Bache begoß und das vielmal am Tage und immer rüstig und munter; — die Bewohner des kleinen Häuschens auf dem Hügel konnten es alles sehen, vorausgesetzt, daß sie Zeit dazu hatten und das Treiben in der Obermühle sie kümmerte.

Während der Spießmann, der uns bis unter den Kirschbaum begleitet hat, seine Pfeife rüstet und gedankenlos in den Sommertag hinaus schaut, betreten wir das kleine Häuschen auf dem Hügel. Mittagsruhe herrscht auch hier, es liegt im Schatten und die Bewohner sind in jenem Zustand des Halbwachens, den jeder nach dem Essen fühlt, namentlich wenn er sitzt und die Beschäftigung leicht ist, wie bei der Witwe Ulrich und ihrem Anton. Die Mutter hat ein Kleidungsstück ihres Sohnes unter Händen, aber während sie die schadhaften Stellen zu bessern sucht, fallen ihr die Augen zu und sie kämpft mit dem Schlafe, denn sie hat den ganzen Morgen im Freien gearbeitet, und zu den Jungen gehört die Frau nicht mehr, das sieht man an den grauen Haaren, die da und dort unter der Haube hervorsehen.

Der Anton ist ein Leinweber und spult Garn, aber der Sommertag muß ihn heute hinauslocken, denn er gähnt viel, schaut zum Fenster hinaus und thut sein

Werk so nachlässig, daß ihm beständig der Faden reißt. Dann brummt er etwas vor sich hin von schlechtem Gespinst und unleidlicher Arbeit, und fährt mit der Hand über das Gesicht, gähnt wieder und schaut wieder hinaus. Der Tag ist auch gar schön, der Wind fährt gar zu kühlend durch die Bäume, der Wald gegenüber ist noch fast frühlingsgrün, die Mühle drunten rauscht und klappert, und auf dem Anger an dem Bach bleicht das Tuch des Müllers und wird oft angefeuchtet, und die es heute thut, die ist des Obermüllers Einzige.

„Mutter," hub der Anton an, die Frage schien ihm schwer zu werden, „ihr scheint müde, darf ich doch eine Frage an euch thun?"

„Müde? nun ja Anton, alte Leute sind gewöhnlich um diese Tageszeit müde, aber thue immerhin die Frage, du scheinst lange schon an ihr zu kauen, das sehe ich an deinem Gesichte."

„An meinem Gesichte, Mutter? Ich meine, das sei wie alle Tage, aber es geht einem manchmal so ein dummer Gedanke durch den Kopf, den kann man nicht los werden. Sagt mir, Mutter, ist einmal einer aus unsrer Sippschaft oder aus eurer in die Fremde gegangen und nicht wieder gekommen?"

„In die Fremde gegangen sind viele, wie mir dein Vater und meine Mutter erzählt haben, aber wiedergekommen sind sie alle bis auf einen, und dem einen thut sicher auch kein Zahn mehr wehe, denn er ist unter das Kriegsvolk gegangen. Aber warum fragst du so sonderbar, willst du vielleicht auf und davon und mich allein lassen?"

„Ihr versteht mich nicht, Mutter, ich meine es anders und denke gar nicht ans Fortgehen, sondern ans Dableiben, denn ihr seid mir doch zu lieb, als daß ich euch verlassen sollte. Aber so meine ichs. Wie ich am Sonntag so gegen Abend ausgehe, da gehe ich dem Bach entlang und komme endlich an den Entenweiher,

und ich war allein. Und es war so still im Walde und der Entenweiher lag so ruhig da wie ein Kind in der Wiege, und die Wasserjungfern flogen darüber hin und manchmal sprang ein Fisch aus dem Wasser und schnappte nach einer Mücke, und ich setzte mich unter die Tannen dicht am Felsen, wo das Moos so weich und der Blick hinab ins Wasser so schauerlich und doch so schön ist. Und da saß ich und sann und sann und da dacht' ich, es wäre doch gar zu gut, wenn ich etwas mehr hätte an Geld und Gut, versteht mich, Mutter, nicht viel mehr, sondern nur etwas mehr, daß ich ein Bauer werden könnte und ihr es besser hättet auf eure alten Tage. Denn glaubts nur, Mutter, an euch dacht' ich auch dabei und wünschte euch alles Gute. Und dann dacht' ich wieder: Woher solls kommen, wenn Gott nicht ein Wunder an uns thut? Der Webstuhl läßt den Mann arm, die paar Äckerchen machen ihn nicht reich, der gute Wille thuts auch nicht, und Menschen, die einem um Gotteswillen zu Haus und Hof verhelfen, sind auch auf dieser Welt nicht zu finden. Da dacht' ich denn weiter: Wie müßt' es doch so schön sein, wenn aus des Ulrichs Sippschaft, oder aus eurer einer vor langer Zeit wäre in ein fremdes Land gereist, etwa in das, wo der Pfeffer wächst und das Gold aus den Bächen gefischt wird, und der wäre dort im gelobten Lande gestorben und hätte viel, viel Geld hinterlassen und man wüßte nicht, wem es sei. Da fände man denn in seiner Bibel geschrieben, daß er ein Ulrich sei, und sei den und den geboren im Dorfe Wallborn. Und sie forschten nun nach und fänden das Dorf und käme dann ein Schreiben an den Amtmann, des Inhalts, wenn noch einer von den Ulrichen am Leben wäre, der solle sich melden und Stammbaum und Taufschein schicken. Und nun denkt euch, Mutter, der Amtsdiener klopfte eines Tages mit einer solchen Botschaft ans Fenster, wie wäre euch dann?"

„Wie mirs eben ist, Anton," sagte die Mutter ernst, „ich würde meinen Sohn bedauern, wie ich ihn eben schon bedaure und zu ihm sagen: Anton, mein Kind, dich sticht der Hochmut und das Heimchen in der Ofenecke wird bald in deinem Hause für immer schweigen, wie es jetzt schweigt, seit du das thörichte Wort geredet hast."

Der Sohn ließ die Arbeit ruhen und horchte. Das Heimchen hinter dem Ofen, das eben noch gesungen hatte, schwieg.

„Ja," sagte er, „das dumme Ding schweigt wirklich, aber mag es immerhin, die Zeit ist vorüber, wo ich auf den Aberglauben achtete. Wie ich noch ein Kind war, da konntet ihr mich mit dem Heimchen schrecken und sagen: Anton, das ist unser Hausgeistchen, das hört alles, was du redest, und redest du unnütz und bist du unzufrieden, so schweigt es, das macht: dann ist es betrübt. Gefallen aber deine Worte dem lieben Gott und singst du Ihm zu Lob und Dank, dann singt es mit. Mag das Haustier, denn weiter ist es doch nichts, singen oder schweigen, ich bitte euch, Mutter, hört mich weiter an."

„Ihr sagt mir manchmal, wenn ich am Webstuhl sitze und keuche und das Heimchen dazwischen schreit: Anton, sagt ihr, dein Vater selig und dein Großvater hatten von dem Stuhl, vor dem du sitzest, ihr täglich Brot und du willst auf und davon, wenn du den Takt hörst. Ja, Mutter, ich will auf und davon, denn meine Natur kann das krumme Sitzen nicht vertragen, ich bin zu einem Bauer geboren und nicht zu einem Weber. Ruft mich der Wasserklas, daß ich ihm sein Gut bauen helfe, dann lacht mir das Herz im Leibe und ich singe, wenn ich die Kühe anschirre und die Furchen ziehe. Da bin ich in meinem Element und ich will den sehen, der es mir im Ackern und Säen gleich thut! Wenn der Wasserklas zu meiner Arbeit beifällig nickt, denn reden thut er wenig, dann muß meine Bauerei gut sein.

Wenn ich aber wieder an den Webstuhl muß, dann weint mir das Herz im Leibe und ich möchte auf und davon. Ach, nur so ein paar Äckerchen mehr, und ich kaufte noch etliche dazu und würde ein Bauer und mir wäre geholfen!"

„Ja, dir wäre geholfen," sagte die Mutter halb betrübt und halb spöttisch. „Du bist an einer ganz andern Stelle krank, als du mir sagen willst. Hochmut, nichts als Hochmut ist deine Krankheit, du hebst die Augen auf zu einem Stern am Himmel und willst, daß er dir zu Gefallen zu einem Bündlein Sternthaler würde und dir in deinen Schoß fiele wie dem armen Kinde in sein Hemdchen. Werde erst wie so ein armes Kind, so still und treu und gottvertrauend, dann wird dir solches alles zufallen; aber fang' nicht damit an, daß du dem lieben Gott dein Amt vor die Füße wirfst und zu Ihm sagst: ‚Da hast Dus; gieb mir ein anderes!' Ja, Er wird dir ein anderes geben, aber keins, das sättigt, sondern das den Hunger weckt und mit ihm alle bösen Begierden. Pfui, Anton, schäme dich! Weiberaugen haben dich gebannt wie das Vöglein die Schlangenaugen, und nun bist du ein Narr geworden und meinst Wunder, wie klug du wärest."

Hier schwieg die Mutter, aber zwei große Thränen fielen aus ihren Augen auf die Arbeit. Sie hatte heute einen Blick in des Sohnes Herz gethan, und was sie da gesehen, das hatte sie nicht erfreut. Bisher hatte sie allein in diesem Herzen gewohnt, gar zu treu und kindlich hatte dieses Sohnesherz sich ihr erschlossen und sie war stolz auf diese Liebe ihres Kindes. Und nun sollte sie die Liebe mit einer andern ihres Geschlechtes teilen; denn daß die Liebe zu einem Mädchen den Sohn verwirrt, mit seinem Stande unzufrieden gemacht habe, das hatte sie längst geahnt und heute war es ihr zur Gewißheit geworden. Und sie wußte auch, wer ihr dieses Herz geraubt hatte, und sie dachte mit Abneigung

an die vermeintliche Räuberin. Jede andere hätte sie lieber sich als Gegenstand der Liebe für ihren Sohn gedacht, als gerade diese. Sie wagte nicht einmal, ihren Namen zu denken, geschweige denn auszusprechen, denn an den Namen knüpften sich tausendfache Gedanken von Demütigung, Verschuldung, Angst und Schrecken für sich und ihren Anton. Darum weinte sie.

Und der Anton sah diese Thränen und sie schmerzten ihn tief. Anfangs lief viel Bitterkeit gegen die Mutter mit seinen Gedanken zusammen; er sei doch kein Kind mehr, das man mit dem Heimchen schrecken könne, er habe doch auch seinen Verstand und gebrauche ihn tüchtig, das bezeuge seines Hauses Wohlstand, und wisse nur die Mutter, wie es ihm zu Sinne sei und wie sehr er liebe und wer die Eine, seine Auserwählte, sei, sie würde ihn noch ermuntern. Aber so gehe es, wenn man sich länger, als gut sei, von einer Mutter gängeln und bevormunden lasse; jetzt solle es bald anders werden, wisse er nur erst, was er zu wissen brauche: daß sie ihn lieb habe, dann frage er nichts nach allen Weiberthränen auf der Welt, denn „selbst sei der Mann", und er sei ein Mann und kein Bube.

So lautete des Burschen Selbstgespräch und das dauerte lange, sehr lange. Dabei sah er zum Fenster hinaus und zwar noch öfter denn früher, und öfter noch brach der Faden von der Spule. Die Mutter störte ihn nicht, mit keinem Wort; sie saß still und sah unverwandt auf ihre Arbeit. Da schlug dicht am Fenster auf dem Apfelbaum, der seine Zweige über das Strohdach breitete, der Buchfink und so laut und wiederholt, daß er den Flug seiner Gedanken zum Stillstand brachte, und gleich als wenn der Vogel den guten Hausgeist geweckt habe, so erhob sich leise und dann lauter des Heimchens Gesang hinter dem Ofen, und mit der Stimme dieser freundlichen Wecker trat das neue Bild, das die erhitzte Einbildungskraft geschaffen, in den

Hintergrund, und hervor glänzte im Lichte des nahenden Abends das kleine Häuschen zwischen den Bäumen und den Blumen im Gärtchen und die Liebe der treuesten, besten Mutter, die es auf Erden gab, und das stille, beschauliche, liebe Leben an ihrer Seite und die liebe, gewohnte Arbeit für sie, ja für sie, und dem Anton fielen selbst die Thränen der Beschämung aus den Augen; und wie er aufstand und der Mutter die Hand reichte und freundlich zu ihr sagte: „Vergebt, Mutter, es soll nicht wieder geschehen," da antworteten sich der Fink auf dem Apfelbaum und das Heimchen hinter dem Ofen noch lauter, und der Anton hörte nicht mehr das Rauschen des Baches, der über die Räder der Obermühle stürzte, sondern der Mutter freundliche Stimme, die ihm guten Rat gab und die Arbeit des künftigen Tages besprach.

3.

In einem kühlen Grunde, Da geht ein Mühlenrad,
Mein Liebchen ist verschwunden, Das dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu versprochen, Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu gebrochen, Das Ringlein sprang entzwei.

Hör' ich das Mühlrad gehen, Ich weiß nicht, was ich will,
Ich möcht' am liebsten sterben, Da wär's auf einmal still.

Eichendorff.

Wenn der Mensch anfängt, mit Nachdenken ins Leben und in die Bibel zu schauen, dann merkt er, daß ihm zwei Gesetze zum Behalten gegeben sind, das eine lautet: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen," und damit er es lerne, da ist ihm der Hunger gegeben. Das andere lautet: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," und damit er die Selbstsucht in sich überwinden lerne, ist ihm die Liebe gegeben. Das eine spricht von Disteln und Dornen,

die der Acker tragen soll, und das zweite von den Lippen der Braut, die süßer sind, denn Honigseim. Hunger und Liebe sind also die beiden Räder, die ineinander greifen und das Herz bewegen und umtreiben; sie sind wie zwei Bächlein, die ineinander fließen und die Wiesenflur tränken und an deren Rand Blumen sprießen; sie sind wie die beiden Hände, die einander nach dem Sprichwort waschen und von denen die linke nicht weiß, was die rechte thut, und die sich doch kennen und erkennen und nie verleugnen; sie sind wie zwei Glocken, die zwar verschiedenen Ton geben, aber zum rechten Wohlklang zusammen stimmen; sie sind des Menschenlebens Fundamente, des Menschenherzens Pulsschläge und des Gottesherzens im Himmel zwei heiligende Engel. Sie kommen von oben und führen nach oben, denn der Hunger soll zur Haushaltertreue und die Liebe zum täglichen Opfer- und Dankgebet werden.

So ists Gottes Wille, aber so wills selten der Mensch. Der Hunger wird zur Habsucht bei ihm und die Liebe zur Untreue. Was ist das für ein Gespenst, das zu des Nächsten Thüre hineinschaut, scheelsüchtig und hohläugig, wenn er an seinem Tische sitzt und unter Danksagung sein täglich Brot genießt? Was ist das für eine Teufelsfratze, die mit bösem Blick auf das Saatfeld des Bruders blickt, wenn es im Winde wogt oder in Garben gebunden heimgeführt wird in die Scheune, als Gottes Gabe und des Fleißes Lohn? Was ist das für ein Kobold, der die Blume im Gärtchen des Nachbars zertritt und seine Freude stört, wo er kann, der eins seiner Neidaugen hingäbe, wenn nur der Nachbar seine beiden Augen verlöre? Was ist das für ein Unhold, der das Unkraut der Verleumdung aussäet, wenn die Leute schlafen und dann schadenfroh daneben steht, wenn die böse Saat aufgeht und die böse Welt den Fleißigen für einen Faulen und den Guten für einen Boshaftigen und den Ehrlichen für

einen Dieb hält? Das alles thut und wirkt Satan, wenn er den natürlichen Hunger der Menschen in Freßsucht verwandelt, wenn er das Verlangen nach dem täglichen Brot in die Begierde nach Reichtum verkehrt, wenn der Nähr-, der Wehr- und der Ehrpfennig nicht mehr genügen, sondern die Habsucht zur Wolfswut und die Geldgierde zur Wolfsgefräßigkeit wird. Dann ist der Arbeitsschweiß zum Fieberschweiß geworden und nur eine kurze Zeit und der Todesschweiß Judas, des Verräters, steht auf der Menschenstirne, und Satan hat sein Opfer gefunden. Und das alles Schritt für Schritt mit großer Leichtigkeit, weil uns hungert und wir gar zu gerne sähen, daß die Steine zu Brot würden und der Acker für uns, und womöglich für uns allein, hundertfältig trüge.

Nun schaue einer sich das zweite Gesetz an, das also anhebt: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," und dazu lese er, was der liebreiche Gott am Hochzeitsfeste zu Kana sagt: „Darum wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen und werden die zwei ein Fleisch sein." Und wens nicht verdrießt, der bedenke auch noch, was St. Paulus den Ephesern darüber schreibt: „Das Geheimnis ist groß." Ja wohl ist es groß!

„Voller Wunder, voller Kunst,
Voller Weisheit, voller Kraft,
Voller Hulde, Gnad' und Gunst,
Voller Labsal, Trost und Saft,
Voller Wunder, sag' ich noch,
Ist der keuschen Liebe Joch.

Die sich nach dem Angesicht
Niemals hie bevor gekannt,
Auch sonst im geringsten nicht
Mit Gedanken zugewandt,
Derer Herzen, derer Hand
Knüpft Gott in ein Liebesband. —

Hier wächst ein geschickter Sohn,
Dort ein' edle Tochter zu,
Eines ist des Andern Kron',
Eines ist des Andern Ruh',
Eines ist des Andern Licht,
Wissens aber beide nicht.

Bis so lang es Dem beliebt,
Der die Welt im Schoße hält
Und zur rechten Stunde giebt
Jedem, was ihm wohlgefällt:
Da erscheint in Werk und That
Der so tief verborgne Rat."

Und dieses Geheimnis des Suchens und Findens von Mann und Weib, wem soll ich es in seiner Schöne und Lieblichkeit vergleichen? Es ist wie der Frühling, der, einem Jünglinge gleich, mit seinen Blüten, Schmetterlingen und Vogelweisen die Erde, seine Braut, begrüßt, der ihr Blumen in den Schoß schüttet und aus voller Kehle jauchzet, daß der Regen weg und dahin, und dem verschämt und jungfräulich die Erde entgegenschaut, sprachlos und ohne Wort und doch mit so beredtem Blick der Augen. Es ist, als wenn zwei Bächlein hervorkommen aus der Erde Mutterschoß und murmelnd und suchend über Stock und Stein herabstürzen von den Bergen, das eine hierher, das andere dorthin, und drunten im Thale, wo die Blumen auf den Wiesen blühen und wo Schmetterling und Biene sich begegnen und die Heimchen sich grüßen, da finden sie sich und strömen ineinander und ihr Jubel verkündigt, daß sie sich glücklich gefunden. Es ist, wie wenn am Sonntag Nachmittag zur treibenden Frühlingszeit der Jüngling ausgeht, die Nachtigall zu hören, die über der Quelle im Busch singt, und von der andern Seite kommt die Jungfrau und will nach den Veilchen sehen, die neben der Quelle blühen; sie suchten sich nicht, sie hätten sich eher gemieden, denn wahre Liebe ist scheu und ängstlich;

aber es hat sie zusammengeführt die treue Liebeshand ihres Gottes, und nun reicht er ihr den Veilchenstrauß, den er schon gepflückt mit dem Gedanken an sie, und sie giebt ihm dafür ihr Herz und reicht ihm dankend die Hand, und er hält ihre Hand und fragt schüchtern, ob er ihr Führer und Leiter werden dürfe für das ganze Leben, und es spricht zu ihrem Ja der liebe Gott sein Amen. Das ist die gotterlaubte und gottgewollte Liebe seiner Menschen, und in diesem Heiligtum ist Er Freier und Werber und Priester.

Das ist die Gottes- und die Frühlingsseite der Liebe im Menschenleben, und nun sehe sich einer die Welt- und Winterseite derselben an; er erkennt das Himmelskleinod nicht wieder, so häßlich, so durch den Schmutz gezogen, so abgegriffen von schmutziger Menschenhand ist das Edelgestein.

Da laufen zwei zusammen wie die Tiere auf dem Felde und nennen ihre Brunst Liebe, und nachdem sie einander müde geworden sind, so gehen sie wieder auseinander und thun, als hätten sie sich nie zuvor gekannt. Deren kurzer Rausch hat mit der Liebe, die vom Himmel stammt, so wenig gemein, wie Christus mit Belial.

Und wiederum kommen zwei zusammen, bei denen sind erst die Makler in Gestalt von Winkeladvokaten, Ferkelstechern und Schacherjuden ab- und zugegangen und haben sie überführt, wie ihre Äcker zusammen paßten und wie viel ihre Geldsäcke zusammen ausmachten und was man damit alles erwuchern und erkratzen könne und wie die Liebe darnach von selber komme, auch wenn der Ekel ihr vorausgehe. Eine solche Kameradschaft hat aber mit der Liebe ebenso wenig gemein, wie Handelschaft und Freundschaft, und die „leiden einander nicht", wie das Sprichwort sagt.

Und nochmals kommen zwei zusammen, die thun, als wollten sie einander auffressen vor Liebe und Zärtlichkeit, die sind wie die girrenden Tauben und eins

fliegt dem andern nach, und wenn man sie trennen will, so thun sie liebeswütig und bedrohen den mit Faust und Messer, der sie scheiden möchte, weil alle Welt einsieht, Gott, der Herzenskündiger, habe sie nicht zusammengefügt. Und plötzlich über Nacht, man weiß nicht, wie es geschieht, da fliegt eine von den girrenden Tauben hierhin, die andere dorthin, und findet erst nach seiner Meinung sein rechtes Teil, und dann wundern sie sich nachgerade selbst, daß sie so blind gewesen seien und er der Braut schielendes Auge und sie des Bräutigams schiefes Bein nicht gesehen habe.

Und zum vierten kommen zwei zusammen, da ist er wetterwendisch und sie ernst, oder er ungetreu und sie getreu; da hält das Eine die Liebe fest und das Andere spielt mit ihr; da sieht das Eine die Liebe für ein Rosenband an und das Andere seufzt unter ihr wie unter einer Dornenkrone; und der Überdruß und die Falschheit zerren zuerst an dem unleidlichen Herzensband und wollen es zerreißen, und da die Treue es hält und nicht loslassen will, so kommt die Untreue und der Verrat und die Eifersucht und endlich die Bosheit, und sie zerschneiden gewaltsam das Band, und Hohn auf der einen Seite und Thränen und Klagen auf der andern geben ein schrecklich Zeugnis von der Härte des Menschenherzens, das Liebe und Haß in einer Quelle mit sich trägt.

Sollte das ein Stück Predigt sein? Mit nichten, mein lieber Leser, alles zu seiner Zeit — die Predigt in die Kirche und die Erzählung frisch von der Leber weg. Zudem macht viel Predigen den Leib müde, warum nicht den Leser! Aber wer hinaus kommt aufs Dorf, und zwar nicht bloß im Sonntagsstaat, nnd sich dann unter die Wirtshauslinde setzt und Handkäse und Flaschenbier verspeist, sondern wer im Werktagsgewand in den Häusern einkehrt, den Dorfleuten zuhört, wie sie ihr Geschäft treiben und von den Nachbarn und von Neigung

und Abneigung reden, der lernt so ein Stück vermeintlicher Predigt in seiner Notwendigkeit verstehen. Hunger und Liebe, ihrer göttlichen Natur entkleidet, machen aus dem Dorfe, was es ist. Da gehen die Leute wohl aneinander vorüber und thun sich, wie man sagt, nicht gerade offenbar ein Leides; aber in einem solchen Dorfe hat oft einer wider den andern, eine Familie wider die andere, ein Stamm wider den andern etwas auf dem Herzen; das kommt dann zum Vorschein, wenn die Tage trüber werden und uns nicht gefallen und Hilfe nötig ist und nicht geleistet wird, und fragt man, woher das kommt, so hat der Hunger die Väter entzweit und die Liebe die Großväter getrennt. Hunger und Liebe sind die trennenden Gewalten im Menschenleben, statt daß sie einigende, gute Geister sein sollten.

Wer so das Dorf Wallborn neben seinem Bach und unter seinem Wald, die Häuser zwischen seinen Obstbäumen, liegen sieht, o der möchte an eine Hütte Gottes bei den Menschen glauben, so unschuldsvoll und so heiter sieht es aus. Aber im Dorfe selbst glaubt kein Mensch an diesen Frieden und an diese Unschuldswelt. Da wohnt der Hans Jung in seiner Obermühle, der haßt einen Jeden im Dorfe, der seine Frucht zu seinem Kollegen, dem Untermüller, trägt, denn er gönnt ihm keinen Heller Einnahme, und fürchtete er nicht die Obrigkeit, die das Schwert nicht umsonst trägt, er zündete bei Nacht und Nebel seinem Widerpart die Mühle an. Das Zeug dazu hat er in sich, denn er fürchtet sich sonst vor Gott und Menschen nicht. Einstweilen begnügt er sich, oft zu seinem eigenen Schaden, das Wasser zu stauchen, daß auch die Räder seines Neiders müssen stille stehen. Einstweilen genügt es ihm, daß seine Frau, die stolze Regine, die Apollonia, seines Neiders Frau, kränkt, wo sie kann. Einstweilen müssen seine Buben, drei ungeschlachte Lümmel, mit denen der Vater selbst seine Last hat, dem Untermüller Klötze zwischen die Räder

seiner Mühle werfen und seine einzige Tochter, die Sybille, schnöde behandeln. Einstweilen sinnt er darauf, wie er einmal einen Schlag thun könne, daß die Mühle da unten mit Mann und Maus über den Haufen falle, denn bis dato ist ihm alles mit dem verhaßten Gebäude mißglückt. Denn der Mann, der sie bewohnt, der Velten Weber, verschluckt, so gut es geht, seinen Ärger, und seine Frau weicht der stolzen Gegnerin aus und die beiden Müllerstöchter, die Lore aus der Obermühle und die Sybille aus der Untermühle, können nicht dahin gebracht werden, daß sie sich hassen; sie sind zusammen zum ersten Nachtmahl gegangen und sind beide treu und gut und können nicht begreifen, warum sie sich hassen sollen, da doch ihr Herz sie zu einander zieht und sie sich so oft am Wallborn treffen müssen. Dort kann man sich nicht ausweichen.

Es war aber vor fünfundzwanzig Jahren der Hans Jung der einzige Erbe seines Vaters, und der alte Jung war ein grausam pfiffiger Mann und hatte zwar den Haß gegen die Untermühle auch von seinem Vorfahren geerbt, meinte aber, mit Klugheit lasse sich die Erbfeindschaft endlich mitteln, und jetzt oder nie sei die Zeit, die Untermühle in seine Gewalt zu bekommen. Denn der Untermüller war zeitig gestorben, die Witwe galt im Orte als ein blödes Weibsbild, worin aber die Wallborner sich gewaltig irrten, und da sei nur die Apollonia übrig und die müsse jetzt freien, denn sie war wieder die einzige Tochter in der Mühle, und das Geschäft bedürfe eines Herrn. Wie wäre es, wenn man der Müllerin auf eine Zeit lang schön thue, so auf eine Zeit lang zum Schein, bis man seinen Zweck erreicht habe, und der Hans machte sich unter der Hand an die Apollonia; und wenn er sie kirre gemacht und sie sei seine Frau, dann gehörten die beiden Mühlen einem Herrn, und dann risse man die Untermühle nieder und aus wäre es auf einmal mit dem Hader und mit dem

Brotneid, und das könne man sogar als ein gutes und christliches Werk ansehen. Und der alte Obermüller ward darob ordentlich gerührt und weihte seinen Hans in das Geheimnis ein.

Der Hans war aber einer von denen, die das Verslein abmalt:

„Hab' all' mein' Tag' kein gut gethan.
Habs auch noch nicht im Sinn;
Die ganze Freundschaft weiß es ja,
Daß ich ein Unkraut bin."

Und mit der Verwegenheit und Frechheit eines Unkrauts, und zuvor schon seines Sieges gewiß, wagte sich der Hans an des Untermüllers Apollonia. Mehr die List als die Lieb' trieb ihn zur Bewerbung, und daß die nicht von augenblicklicher Erhörung begleitet war, konnte er nicht begreifen. Er mußte sich nach Hilfe umsehen.

Die bot sich ihm ungesucht in der Elisabetha Schwarz, die wir unter dem Namen der Schwarzlise bereits kennen gelernt haben. Die hatte Vater und Mutter verloren und lebte mit ihrer Großmutter in dem Häuschen unterhalb des Friedhofs, worin sie der Wasserklas krank liegen fand. Die Lise war eine jener Frauennaturen, die Zeit Lebens nie aus der Vormundschaft und väterlichen Zucht kommen dürften, weil sie die Freiheit nicht ertragen können und von ihrem ungestümen Temperamente zu allen Sünden hingerissen werden. Kommt noch, wie bei der Schwarzlise, das dazu, daß sie häßlich sind, daß die Wildheit ihres Charakters sich auf ihrem Gesichte abprägt, daß sie ob dieser Häßlichkeit von den Burschen gemieden und von den Mädchen gefürchtet werden, dann sind sie sehr beklagenswert. Das Bauernmädchen sagt: „Wer keinen Schatz hat, der hat keinen Mut," und die Städterin sagt es vielleicht nicht, aber sie denkt:

„Weiß nicht, ob auf dieser Erden,
Die des herben Jammers voll,
Nach viel Trübsal und Beschwerden
Ich dich wieder sehen soll;
Was für Wellen, was für Flammen
Schlagen über mir zusammen,
Ach, wie groß ist meine Not!“

Und groß war die Not der armen Schwarzlise. Wohin sie sich wendete mit ihrem liebesehnsüchtigen Herzen, wem sie freundlich zulächelte mit der schönsten Miene, über die sie gebieten konnte, sie fand nirgends Erhörung. Das wüste, struppige Haar, die dicke niedrige Stirne, die kleinen, tiefliegenden, stechenden Augen, die breite, platte Nase und der unförmlich große Mund schreckten von ihr zurück. Dazu ward sie wilder und wilder, die verschmähte Liebe machte sie frühe schon boshaftig und mißtrauisch, und daß man sie überall lieber gehen als kommen sah, verdarb ihr völlig das Selbstvertrauen, ohne das kein Mensch mit Menschen verkehren kann. Nur ein Heilmittel giebt es für solche Naturen, und das kannte sie nicht, und das bot ihr auch niemand an, weil die Leute gewöhnlichen Schlags zwar gar teilnehmend thun, wenn ein Mensch krank auf seinem Lager liegt, aber sich dagegen scheu und mit Schelten und Räsonnieren von dem zurückziehen, der an einer Seelenkrankheit leidet. Das zeigt, was sie selber als ihr größtes Übel ansehen, nämlich den Schmerz in dem lieben Leibe, wie sie dagegen den Schmerz ihrer Seele, dieses Salz der Himmelskreatur in ihnen, nicht erkennen mögen. So ists überall in dieser bösen Welt, warum sollte es im Jahre 1770 in Wallborn anders gewesen sein!

Mit ihrem schärfsten Sinne, dem der unbegrenztesten Eifersucht, hatte die Schwarzlise den Grund des Widerstandes in der Apollonia erkannt. Des Obermüllers Bewerbung, so meinte sie, müsse jedem Mädchen im

Dorfe und auf weit und breit die höchste Ehre sein, denn nur eine Närrin kümmere sich um das wüste, unordentliche Leben des Müllerhans und um seinen Trotz; wenn er um sie gefreit hätte, sie sage auf der Stelle tausendmal Ja, und das müßte ein Waschlumpen von einem Weibsbild sein, das als Frau des Müllerhans ihm nicht das Hinsehen und Hinschielen nach fremden Weibern vertreiben und ihm den Kopf so zurechtsetzen könne, daß ihm Grobheit und Schelten vergehe. Hätte sie ihn in ihrer Gewalt, sie wolle ihn schon kuranzen, daß es eine Art habe. Und dabei lachte sie roh und wild, bis sie rot ward, denn sie dachte, und das mit einiger Scham, daß sie dem Müllerhans auch schon näher gestanden habe, als für ein züchtig Mädchen sich schicke, und nun mache sie für ihn den Freier. Aber sie schüttelte sich diese Gedanken vom Halse, wie etwa ein Hund, der aus dem Wasser kommt, und fuhr in ihren Selbstbetrachtungen fort.

Da war der Velten Weber, dem Müller zu Stahlbach sein Zweiter, der war, weil es zu Hause für ihn wenig zu thun und zu erben gab, in die Untermühle als Bursche eingetreten, und hatte dem Untermüller bereits mehrere Jahre so treu gedient, daß er ihn lieb gewann und festhielt. Der war ein Bursche nach der Schwarzlise Sinn, schön von Angesicht und stark von Leibe, dabei eine heitere, geschmeidige Natur, mit dem däuchte es sie gut leben, der lasse sich winden und wickeln, und wenn sie dem ihren Wunsch nahe lege, so wäre sie, mit ihrem eignen schuldenfreien Hause und ihren Äckern, doch keine zu verachtende Partie, und den müsse sie haben, so sagte sie in immer steigender Leidenschaft, und wenn alle Welt dawider wäre, und er solle und müsse sie nehmen, möge er wollen oder nicht. Und wie sie denn ungestüm, und um die Mittel, die zum Ziele führen sollten, nicht sehr verlegen war, so ward sie sehr unweiblich und aufdringlich gegen den Velten

Weber und verdarb, wie sich von selbst versteht, ihren ganzen Plan, wenn er anders sonst gelungen wäre. Aber daran ist zu zweifeln; denn daß der Velten Weber ein schöner Bursche und dazu ein treu Gemüt war, daß er seine Profession aus dem Grund verstand, und daß an ihm eine Frau mehr als einen Versorger, daß sie einen Freund und Ratgeber an ihm habe, das hatte des Untermüllers Erbin mit ihren schönen dunklen Augen und mit ihrem guten Herzen längst erkannt. Und als der Vater gestorben war und die Freier zu Dutzenden ankamen und Herz und Haus mit der Apollonia zu teilen begehrten, und nur der Velten Weber keine Freiersgedanken zu haben schien, sondern in seiner Mühle ruhig fortschaffte, als wäre ihm einerlei, wen er zum Herrn bekomme; da ward die Apollonia sehr betrübt, und der Velten mußte sie fragen, was ihr fehle, und mußte ihre Thränen sehen und ihr Schweigen sich deuten, so gut ers konnte, und dann mußte er es endlich verstehen und sagen: Es habe ihm schier schon lange das Herz abgedrückt, aber er habe den Mund nicht aufthun mögen, denn so eine liebe Seele, wie die Apollonia, gäbe es auf Gottes Welt nicht mehr und er komme sich wie ein Dieb vor, wenn er ein solches Herz stehlen wolle, das leicht einen Besseren, als ihn, finde. Da hatte die Apollonia gemeint, so ginge es ihr akkurat mit ihm und er solle nur nicht blöde thun, sie wisse warum, und was der Vater Seliger von ihm gehalten habe. Den Obermüller kenne sie; dem sei es vorerst um die Untermühle zu thun, um mit ihr schalten zu können nach seinem Gutdünken, dann um ihr Mütterchen, um sich als Magd von ihr dienen zu lassen und sie vor der Zeit ins Grab zu bringen, und ganz zuletzt komme sie erst in Betracht, sie aber wolle ein Herz und keinen Geldkasten, und vor der Zärtlichkeit des Müllerhans graue ihr wie vor dem Schlangenbiß; sie wolle lieber seinen Haß als seine Liebe.

Nun, für den ersteren brauchte sie nicht zu sorgen, der ward ihr in reichem Maße zu teil; von dem Tage an, wo sich der Obermüller verschmäht sah, wurde ein wildes Tier aus ihm, und er schwur mit allen Eiden, daß er sich an dem Velten Weber und seiner Sippe rächen wolle, bis kein Stein mehr von der Untermühle stehe, und lieber solle er und die Obermühle im Wasser ersaufen, ehe sein Zorn und seine Rache aufhöre. Das hat er treulich gehalten, denn als wir ihm zum ersten Male in unserer Geschichte begegnen, da hat er dem Untermüller noch keinen ruhigen Tag gegönnt, da hat er ihm Wasser und Weide abgeschnitten, wo er konnte, da ist er selber feist von Leibe und schwer von Beutel geworden, aber seinen Widerpart hat er alt gemacht vor der Zeit, ihm hat er jeden Kreuzer abgeschnitten, wo er konnte, und haßt den, der jenen liebt, und läßt sichs etwas kosten, daß nur sein Widerpart einen Schaden leidet.

Einen nicht minder schrecklichen Eindruck machte die Vereitelung ihrer Wünsche auf die Elisabetha Schwarz; von jetzt an ward sie die Schwarzlise, als die wir sie kennen lernten. Was ein Weib werden kann, das eine getäuschte Liebe ohne Gottesfurcht in sich verwindet, das hat uns dieses Weib gezeigt. Gönnte ihr das Menschengeschlecht die Liebe nicht, soll solle es ihren Haß fühlen, so gelobte sie sich. Schaden zu thun und sich am Schaden anderer zu freuen, war von nun an ihr beständiges Sinnen. Wußte sie ein Brautpaar glücklich ni seiner Liebe, so ruhte sie nicht, es mußte von einander und wenn sie die Lügen und Verleumdungen auch vom Zaune abbrach. Und die Thränen, die es dann gab, und die Verzweiflung, von der sie Zeuge ward, die waren nach ihrem Sinn, gleichsam ihr Labsal. Ohne Schmerz für sie selbst ging das freilich nicht ab, Haß, Wut, selbst Schläge trug ihr dieses böse Herz und dieser teuflische Sinn von allen Seiten ein, aber was kümmerte

sie das, war anders ihr Zweck erreicht, Uneinigkeit in die Familien auszustreuen und Liebe in Haß zu verwandeln. Und nach langen Jahren, wo man längst sie in ihrer Bosheit erkannte, wo man bereits anfing, sie als eine Geisteskranke zu behandeln, selbst da noch gelang ihr vieles, denn das Böse wird leichter geglaubt, als das Gute, und es giebt solche, die sogar auf bösen Rat und Anschlag warten, damit sie Vorwand zur Untreue haben. Satan braucht seine Helfer sehr lange und stärkt ihnen den Mut.

Älter und noch häßlicher geworden, ward aus dem unglücklichen Geschöpf noch so mancherlei, was ursprünglich nicht zum Vorschein kam. Mit der Kraft, Schaden zu thun, wuchs die Zuversicht, noch mehr Schaden thun zu können. Der dunkle, böse Name, der ihr voransging, ließ die Nachtmenschen ihr Auge auf sie richten. Zu Kartenschlägerei, zu Schatzgraben und Bannen, zu Verwünschungen und Zaubereien brachte man sie allmählich, je mehr man ihr zutraute, und ihr Haus am Berge ward bei Nacht und Nebel vielfach von denen besucht, die im Dunkeln lieber gehen, als im Hellen, und die ihre Hilfe bei Satan lieber suchen, als bei Gott. Was sie in diesem Stücke konnte, darauf kommt es nicht an, genug, man traute ihr zu, daß sie viel könne, und darauf beruhte ihr Einfluß und ihre Macht. Sie ward gefürchtet bis zum Zittern und gemieden bis zur Scheu, und doch gab ihr jedermann im Dorfe, und sie schwamm im Überfluß, sie war wie den Heiden der gefürchtete Götze, dessen Altar nie leer wird von Opfern. Aber keine Gabe stellte sie zufrieden und kein Opfer erweichte ihren harten Sinn; sie wollte gefürchtet sein, nicht geliebt, und man mußte sich am Ende diesen Teufel in Menschengestalt im Dorfe gefallen lassen und sich helfen, so gut es eben ging. Die Mädchen spieen dreimal aus, wenn sie ihr begegneten; die Bursche schlugen den Daumen der linken Hand ein; Männer und Weiber murmelten

vor sich hin: „Alle guten Geister loben den Herrn!“ und nur zwei im Orte thaten es nicht, der Wasserklas, weil er die Welt gesehen hatte und zu den Aufgeklärten gehörte, wie man im Dorfe sagte, und der Obermüller, der sie alle auslachte und weder an Gott, noch an Hexerei glaubte. Der hat es auch gut wagen, sagten die Wallborner, die beiden dienen einem Herrn und der müßte ein dummer Teufel sein, wenn er zwei seiner treuesten Diener ließe in Uneinigkeit geraten. Und die Leute hatten in ihrer Weise recht, denn es bestand zwischen dem Obermüller und der Schwarzlise ein Bund auf Tod und Leben. Das sonst so störrige Weib hing dem Müller mit einer unbegreiflichen Treue an, und der Müller, so sehr er sie auch verachtete und mißhandelte, hielt etwas auf ihren Rat und befolgte ihn meistens. Sie dienten einander, er ihr mit seinem Gelde und seiner Fürsprache, wenn man ihr als Zauberin den Prozeß machen wollte; sie ihm, wenn irgend ein Werk der Bosheit ausgeführt werden sollte; ein grauenhafter Bund!

Der Bund hatte sich schon damals geschlossen, als der Müller sehen mußte, wie die Apollonia, unbekümmert um die ihr zugedachte Ehre, den Velten Weber nahm, und sie, die Schwarzin, das Nachsehen hatte. Während sie den Obermüller in seiner Wut steifte, hatte sie ihm zugleich eine neue Aussicht eröffnet, wie er eine vorteilhafte Partie thun und einen Gegner demütigen könne, und sie schlug ihm die Regine vor, eine Müllerstochter in der Nachbarschaft. Die war schon verlobt, aber mit einem Burschen aus Wallborn, der dem Müllerhans längst ein Dorn im Auge war. Denn der Bursche war ernst und gesetzt, keusch und fleißig, und beugte sein Haupt nicht vor dem Dorf- und Straßenhelden. Der Regine Bräutigam war ein stolzer Mensch und verständig in allerhand Künsten.

Der Müllerhans stutzte bei diesem Vorschlag und kratzte sich hinter den Ohren, denn mit dem Nikolaus

Brenner, dem Verlobten der Regine von der Erlenmühle, war nicht zu spassen. Und die Regine selbst, nun die hieß nicht umsonst die stolze Regine, die hatte ihn einmal bei einem Tanze, wo er etwas angetrunken und verwegen gewesen, so abfahren lassen, daß er vor Schreck fast nüchtern geworden. Seitdem hatte er einen heiligen Respekt vor dem Weibsteufel, wie er sich ausdrückte. Aber die Schwarzlise wußte ihm den Schrecken so gründlich auszureden und wies ihn so laut auf seine Unwiderstehlichkeit hin, daß er vor Lust und Schadenfreude lächelte und das Sprüchlein auf sich anwendete:

„Was die Leut verdrießt, das treib ich,
Wo sie mich nicht woll'n, da bleib' ich."

„Wenn es mir glückte, den verdammten Nikolaus mit seinem Hochmut aus dem Sattel zu heben und die stolze Regine für ihr böses Maul von damals in meine Gewalt zu bekommen, Schwarzlise, das wär' ein Wurf mit der Bratwurst nach der Speckseite, wenn dir der glückte, du solltest es für dein Lebtag gut bei mir haben."

„Laßt mich nur gewähren, Müllerhans," sagte lachend die Lise, „ich schaffe sie euch und sollte sie zehnmal stolzer sein, als sie ist. Denn, sagte meine Großmutter:

„Der Stultus und der Stolz
Wachsen beid' auf einem Holz."

Es währte nicht lange, so gingen allerlei Gerüchte in der Gegend umher, wie der Nikolaus Brenner den Schlechten spiele an seiner Braut, der Regine von der Erlenmühle; wie er gesagt, sie sei ihm verleidet, denn sie sei ihm noch lange nicht schwer genug; wenn er diese oder jene bekommen könne, so ließe er sie laufen; denn sie sei ein hoffärtig Weibsbild und ihr Vater sei ein Pfennigdrücker, und von ihrer Mutter Geiz rede man auch nicht umsonst. Der Nikolaus sei überhaupt ein heimlicher Sünder, bei ihm gelte recht: „Stille Wasser

gründen tief," und die Frau, die er einmal in seine Gewalt bekomme, die habe ihre guten Tage gehabt, denn Topfgucker seien die Brenner von jeher gewesen, so ein hinterlistig, heimtückisch, boshaftig Geschlecht; der Alte habe seine Frau zu Tode geärgert und dann sich selbst ein Leid angethan, darum seien die beiden so kurz hinter einander gestorben; wer einen aus dieser Sippschaft nähme, der hätte täglich sein Totenhemd an.

Der Regine kamen solche Gerüchte auch zu Ohren und sie schlug sie in den Wind, als böser Leute Geschwätz, aber sie wurmten ihr doch, namentlich das Wort: sie sei ihm verleidet; denn, dachte sie, man spricht von nichts, es kommt von etwas; hätte er auch nur so gedacht, so wäre er ein Schandfleck und wert, daß man ihm die Augen auskratze, und dabei schwoll ihr Mund in Trotz auf und ihre schöne Stirne ward rot und sie stemmte die Arme in die Seite und sah an sich herab auf ihre stolze, große Gestalt und stampfte mit den Füßen; kommt er mir nur wieder, dann soll er beichten, und wehe ihm, wenn er schweigt und wohl gar rot wird; ich jage ihn mit dem Besenstiel zur Mühle hinaus.

Das Selbstgespräch war laut und lauter geworden und hatte lange gedauert, und die Müllermagd hatte es belauscht und die brachte es an einem Sonntag Nachmittag nach Wallborn, denn von dort war sie, und vergrößert und sehr gepfeffert und gesalzen kam es auch dem Nikolaus Brenner zu Ohren, und an diesem Sonntag konnte er just nicht auf die Erlenmühle kommen, denn sein einziger Bruder war vom Heugerüste herabgefallen und bedurfte seiner Pflege, denn Vater und Mutter waren tot.

So gingen also fast vierzehn Tage hin, ehe der Nikolaus die Regine besuchte. Das war schon in ihren Augen ein Verbrechen und sie empfing ihn sehr ungnädig.

Jetzt kam die Schwarzlise unter irgend einem Vorwand in die Erlenmühle und wußte im Vorbeigehen

der Regine ins Ohr zu flüstern, sie wisse einen, der halte große Stücke auf sie, die Regine, und der habe gesagt, wenn ein Gewisser wüßte, was er an der Regine habe, so thue er nicht wie das Huhn, das einen Diamant fand und ihn mit den Beinen wieder verkratzte. O, was fuhr die Regine auf dieses Wort auf wie ein Pulvermännchen; der eine, sagte sie, solle vor seiner Thüre kehren und sich nicht um ungelegte Eier kümmern; was sie mit dem Nikolaus vorhabe, das gehe keinen Besenstiel etwas an, und wenn die Schwarzlise nichts anders wolle, als ihr noch weher thun als ihr schon geschehen sei, so möchte sie nur daheim bleiben, sie, die Regine, brauche keinen Vormund, sie könne sich selbst raten.

Die Schwarzlise that, als wäre sie beleidigt und ging rasch davon, bei sich selbst aber dachte sie: „Je mehr es schreit, je bälder es freit.“ Wäre sie aber geblieben, sie hätte gesehen, wie die Regine im Zorn geweint und geschworen, käme er nicht bald wieder, denn es waren wieder vierzehn Tage vergangen, so thue sie einen Gewaltschritt.

Und der Unglücksmensch kam wieder zu spät, und sein gutes Gewissen und sein ernstes Wort der Versicherung half ihm nichts mehr. Schreien hätte er müssen, wenigstens dreimal Miene machen, daß er fortlaufen und den Verleumdern die Hälse brechen wolle; daß er aber so ruhig blieb, daß er von seinem kranken Bruder sprach, den er habe pflegen müssen, und wenn alle Welt ihn verleumdet habe, das konnte die stolze Regine nicht ertragen; sie pochte auf und sprach von Falschheit und Verrat, und vom Gut des Vaters und ihrer Person, und wer und was sie sei, und daß sie ein Dutzend Freier haben könne, wenn sie nur wolle; so daß der Nikolaus zum erstenmale wirklich über seine Braut böse ward und mit dem Gedanken im Herzen davon ging, es wäre möglich, daß er das Mädchen, das er so sehr liebte, verlieren könne, und dabei ward es ihm heiß und

kalt, und es wäre möglich, daß so ein ungestümes Herz nicht für ihn passe, und darüber ward es ihm noch heißer; denn ehrlich war der Nikolaus vor Menschen und aufrichtig vor Gott und seinem Gewissen.

Jetzt kam die Schwarzlise zum zweitenmal und fuhr wieder ab und zwar noch gründlicher, aber zugeschrieen wurde ihr: so solle sie doch einmal ins Teufels Namen sagen, wer denn der eine sei, der so große Stücke auf sie halte, man kaufe doch keine Katze im Sack, wenn man überhaupt eine kaufen wolle, und bei den Mannsleuten heiße es:

„Hüte dich vor den Katzen,
Die vorne lecken und hinten kratzen."

Sie habe es erfahren; und wiederum kamen ihr die Thränen stromweise.

„Das möchte wahr sein," erwiderte die Schwarzin, „denn sie habe auch Unglück in ihrer Wahl gehabt, und daß der Nikolaus Brenner ein böser Fang sei, das wisse jedermann im Orte, und jedermann habe sich gewundert, daß der Regine die Augen nicht längst über ihn aufgegangen seien. Wer solche wilde Katze fangen wolle, der müsse eiserne Handschuhe haben; aber die Liebe sei einmal blind und mache blind, sie wisse das aus eigener Erfahrung." Und dabei fing die Schwarzlise an zur Gesellschaft mit zu weinen und dann zu heulen, und unter dem Heulen sagte sie: „Aber der Müllerhans in Wallborn, der ist ein Mann, wie er sein soll, und wie ihn eine Frau, wie du bist, Regine, brauchen kann!" Da weinte die Regine noch lauter; aber auch diesmal gab sie keine Antwort, nur sah die Versucherin, wie sie sichtlich bei dem Vorschlag stutzte. Sie fühlte sich dadurch hoch geehrt; wenn der Müllerhans sie wirklich wollte, so mußte sie sich der Ehre bedanken, denn ihr Heiratsgut reichte nicht halb an das des Müllers hinan, und als einziger Sohn hatte er die Wahl unter vielen.

Und wie sie so dachte und dachte, da erschien ihr der Nikolaus immer kleiner und erbärmlicher, sein Gut war ein Bettelgut, und sein Ernst wie abschreckend, und seine hohe Gestalt wie eine Spatzenscheuche; alles dagegen am Müllerhans erschien ihr in rosigem Lichte, und das Wohnen und Schalten und Walten in der vollen, reichen Obermühle wie ein Paradies. Genug, als der Nikolaus Brenner wieder kam, so wurde er kurzer Hand abgedankt und statt seiner erschien mit froher, lustiger Miene und mit Geschenken und Versprechungen der Müllerhans, um beide zu ärgern, die Apollonia, die ihn verschmäht, und den Brennernikolaus. Die Hochzeit ward rasch festgesetzt und es ward alles zu derselben geladen von nahe und fern, was nur essen und trinken und jubeln konnte; denn Kindeskinder sollten von dieser Hochzeit erzählen, und der Untermüller und der Brenner sollten recht erbärmlich daneben erscheinen.

Die Freude gönnte ihnen nun aber der Nikolaus Brenner nicht. Er benahm sich nicht erbärmlich, sondern wie ein Mann, der es weiß, daß gekränkte Liebe einen Freund im Himmel hat. Zum Erstaunen der zahlreichen Gäste erschien auch der Nikolaus Brenner im Sonntagsrock in der Kirche, als die beiden, seine gewesene Braut und sein Neider, zusammengethan wurden. Ernst und hochaufgerichtet stand er der schönen, stolzen Braut gegenüber, bis sie das Jawort gesagt, da hörte man aus seinem Munde ein leises Amen und er ging schweigend zur Thüre hinaus. Dann als der Jubel noch recht laut aus der Mühle ertönte — es ging schon gegen den Morgen — da sah er, mit dem Reiseranzen auf dem Rücken, noch einmal lang und sinnend auf die Obermühle herab und als er, auf seinen Reisestock gestützt, am Bach hinging, der langsam und ungewöhnlich niedrig an ihm vorbei schlich, da murmelte er vor sich hin:

„Der Bach im Thal, der Bach im Thal
Ist deiner Falschheit Spiegel!

Er strömt allein, wenn Regen fließt,
Bei Dürr' er bald den Quell verschließt.
Der Bach im Thal, der Bach im Thal
Ist deiner Falschheit Spiegel."

Vor Wonne und Lust trunken, hörten der Müller und seine junge Frau, daß der Nikolaus Brenner das Weite gesucht, und der Regine Augen flammten bei der Nachricht noch mehr auf und sie rief in ihrer Trunkenheit:

„Geh du nur hin, ich hab mein Teil,
Dich liebt' ich nur aus Langerweil,
Ohne dich kann ich wohl leben,
Ohne dich kann ich wohl sein."

Ja, sie hatte ihr Teil, ob aber ihr gutes Teil, das meinten die Wallborner nicht. „Jähe Liebe, lange Feindschaft," sagten sie, und der Müller und die stolze Regine haßten sich aus Herzensgrund, nachdem einmal der Zucker vom Hochzeitskuchen abgeleckt war. Er hätte sie gerne dem Landläufer nachgeschickt und sagte es ihr nicht selten; und sie, nun sie war viel zu stolz, als daß sie gedacht hätte: „Besser wenig mit Liebe, als viel mit Fäusten," und: „Wo man Liebe säet, da wächst Freude."

4.

Wie ist es doch so schön
Und lieblich anzusehn,
Wenn des Gerechten Geist, mit Gott vergnüget,
So sanft und still in Schmerz und Leiden lieget,
Und küsset seines Vaters gute Hand,
Die ihm das Kreuz aus Liebe zugewandt!

Tersteegen.

Seitdem war nun eine lange Zeit vorübergegangen, es war, wie man sagt, mancher Tropfen der Wallach hinabgeflossen, man schrieb „im Jahre des Heils 1770," und der Obermüller hätte schier vom dreißigjährigen

Krieg in seinem Hause reden können und dachte noch lange nicht an den westfälischen Frieden. Vier Kinder waren ihm in diesen Kriegsjahren geboren worden, von denen waren die drei ältesten, seine Schlingel, wie der Obermüller sie selbst nannte, ein ungeschlachtes, wildes Volk, voll Tücke und Härte, die weidlich am Kriege teilnahmen. Die Lore, die einzige Tochter, war gänzlich aus der Art geschlagen und stand darum in der Obermühle in sehr geringem Ansehen. Die Brüder brauchten sie als Magd und versuchten täglich ihren Mutwillen an ihr, der Vater sah sie kaum an und die Mutter zankte mit ihr ununterbrochen. Sie war der Aschenbrödel im Hause; alle gaben sie sehr wohlfeil und wenn sie ans Teilen dachten, dann ward sie nicht mitgezählt, und doch konnte sie niemand entbehren. Fehlte sie einmal auf Stunden, dann meinten die Brüder, sie litten Not und Hunger, und der Alte fluchte, man habe ohne die Lore gar nicht seine Ordnung, und die Müllerin war vollends ganz ausschürig, denn so geduldig hielt keine Magd still wie die Lore, wenn die Mutter übel gelaunt war, was eigentlich täglich vorkam. In der Obermühle gehörte der Zank zum Leben, wie die Butter zum Brot, und bisweilen kam sogar noch Handkäse dazu. Und doch wuchs die Mühle; ihr Wohlstand nahm zu, nicht ab, sie war wie ein Baum gepflanzt an den Wasserbächen, und es geschah auch hier wie anderwärts: „Gott lässet seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und lässet regnen über Gerechte und Ungerechte."

Das Tuch, das die Lore zu begießen hatte, war im ganzen Sommer nicht auf der Bleiche am Bach ausgegangen, denn war ein Stück weiß, so trat ein anderes an seine Stelle; die Kisten und Kasten der Müllerin mußten voll von Weißzeug sein.

Auch heute, an einem Augustnachmittage, war die Lore wieder auf der Bleiche. Die Stücke Tuch, die da lagen, und die Hemden der Brüder mußten oft an-

gefeuchtet werden, denn die Sonne brannte voll auf die Bleiche. Da wollte das Wasser aus der Gießkanne nicht fließen und ihre Hand faßte bei der Untersuchung ein Fischchen, das sie mit aus dem Bach geschöpft hatte. Sie nahm das Tierchen auf die Hand und sprach zu ihm in sanften Worten des Bedauerns, und trug es zum Wasser, und wie sie sich niederbückte und ihre Hand das Wasser berührte, so kamen die Fische in ganzen Scharen herzu. Sie griff in die Tasche und holte ein Schnittchen Brot heraus, tauchte es mit der Hand ins Wasser und pfiff leise. Jetzt ward es um ihre Hand her lebendig, von allen Seiten her kamen die Fische, die großen hielten sich in scheuer Entfernung, aber die kleinen bedeckten förmlich ihre Hand, bissen Stückchen von dem Brote ab und trieben und drängten sich so ungestüm heran, daß sie händeweis sie fassen und ans Licht ziehen durfte. Das Mädchen spielte mit den Fischen wie mit den Küchlein auf dem Hofe, es redete zu ihnen, es fing und streichelte sie, es drückte sie leise zwischen den Fingern, und je mehr es pfiff und lockte, um so zutraulicher drängte sich das bunte lustige Gewimmel an sie heran und ihr Schmatzen verriet, wie behaglich sich die Kreatur in ihrer Nähe fühlte. Mit innigem Wohlgefallen schaute das Mädchen auf das Spiel ihrer Lieblinge. Sie herrschte über die Fische, denn sie liebte sie. Nie hatte sie bisher einen Fisch getötet oder von einem Fische gegessen, und aller Hohn ihrer Brüder vermochte nicht, sie diesem Gelübde untreu zu machen.

Da schreckte sie plötzlich aus ihrem Spiel empor, denn eine fette, behagliche Stimme schlug fast neben ihr ein Gelächter auf. Sie richtete sich auf und sah in ein breites, blasses Männergesicht und in ein Paar graue, verschwimmende Augen, die halb treuherzig, halb spöttisch auf sie gerichtet waren. Daß sie einen Müllerburschen vor sich habe, erkannte sie sogleich an der eigentümlichen Weiße der Haut in seinem Gesichte und an dem müller=

grauen Wams, das den halben Leib bedeckte und kaum ein Stück der weißen Lederhosen erkennen ließ, mit denen seine breiten, behaglichen Beine bedeckt waren. Der Bursche hatte den einen Arm auf seinen langen Rohrstock gestützt und, in Betrachtung vertieft, das Kinn darauf gelegt und zog jetzt mit der freien Hand seinen Dreiecker, indem er schmunzelnd sagte: „So was hab' ich doch all' mein Lebtages noch nicht gesehen, daß man mit Fischen spielt wie mit jungen Hunden und sogar mit ihnen schön thut. Jungfer, sie muß ein absonderlich Weibsbild sein, sie ist wahrscheinlich die Lore hier von der Obermühle?" Das Mädchen ward rot über die Anrede und nickte leise mit dem Kopf.

„Dachts doch," sagte er darauf, „darum sagte auch mein Vater zu mir: Hannadam, sagt er, die Lore, meinem Kollegen Hans Jung von der Obermühle seine Einzige, ist was Apartes und willst du dein Glück bei ihr machen, so mußt du auch apart und modest sein und dich von deiner schönsten Seite zeigen. Das hab' ich denn auch gethan, ich hab' mein Sonntagswerk angelegt und bin die sieben Stunden herüber marschiert, von der Froschmühle bis hierher, in einem Atem und in einer Fütterung, und ihr zu Gefallen, Jungfer, lerne ich sogar, wenn sie es haben will, mit den Fischen spielen, obgleich ich, ehrlich gestanden, das Zeug lieber gebacken auf dem Tische sehe, als zappelnd auf der Hand. Aber was thut man nicht der Liebe zu Gefallen! Nachdem ich sie gesehen, da wär' ich im stande und äße wahrhaftig einen Fisch ungekocht mit Schuppen und Floßen. Denn schön ist sie, Jungfer Lore, das muß ihr ihr Feind lassen, ein sauber Stück Weibsbild von Kopf bis zu den Füßen." Und dabei ließ der entzückte Hannadam von der Froschmühle sein schwimmendes Auge über die Gestalt des Mädchens gleiten und schmatzte mit seinem breiten Munde.

Der Lore war in ihrem kurzen Jungfrauenstand

schon manches vorgekommen, was sie stutzig gemacht hatte, aber so eine Art von Schönthun war ihr noch nicht vorgekommen; sie errötete über und über und sagte dann: „Wahrscheinlich habt ihr einen Auftrag an meinen Vater, geht in die Mühle, da trefft ihr ihn."

„Allemal, Jungfer Lore," entgegnete schmunzelnd der Froschmüller, „aber das Nötigste zuerst, hat der Fuhrmann gesagt, da ihm der Karren umgefallen war, da hat er sich eine Pfeife Tabak angemacht. Was geht mich den Alten ihr Gethus an, nachdem ich einmal das Jungfer Lorchen gesehen. Jetzt gehe ich hinein und richte meinem Alten seinen Auftrag aus, und hat sie nichts dagegen, so komme ich heraus zu ihr, und dann kommt es mir auf ein Bücken zwei- oder dreimal nicht an, und ich bin im stande und helfe ihr das Tuch gießen. Das thu' ich wahrhaftig, ich thus, und wenn alle Welt lacht. Denn was thut man ihr nicht zu Gefallen mit ihren grausam schönen Augen!"

Nur einen Augenblick zog etwas wie ein Lächeln über der Lore Angesicht, dann seufzte sie und sagte: „Ach Gott, auch das noch, des Froschmüllers Hannadam gar als Freier! Das fehlte noch. Wenn mein Vater einen von meinen Brüdern verhöhnen will, dann sagt er: ‚Du stellst dich wie des Froschmüllers Hannadam'. O Herr, mein Gott verschon' mich mit Deiner Zornesrute." Und dann sah sie sich scheu um, ob sie niemand belauscht habe, und schaute sinnend, aber nur ganz kurz, hinauf nach dem Hügel, auf dem das Häuschen des Anton Ulrich lag; es lag still im Schatten der Bäume, ein Bild des Friedens und der Ruhe. Dann stellte sie die Gießkanne nieder und schlich auf dem Seitentreppchen in die Schlafkammer der Eltern; von da konnte sie hören, was in der Wohnstube vorging.

Mittlerweile war der sonderbare Gast in die Mühle getreten, hatte vor dem Müller drei tiefe Bücklinge gemacht und mit den Füßen dazu gescharrt, wie ein Hahn,

der nach Würmern sucht, und hatte gesagt: „Alle Hagel, Meister Jung, was habt ihr ein schönes Weibsbild zu einer Tochter; mit euch muß man sich halten, wenn man die haben will; meiner Treu, ein sauberer Bissen und schon der Mühe wert, daß man sieben Stunden in einem Futter geht. Aber was ich sagen wollte, ich bin der Hannadam von der Froschmühle und ich komme von wegen dessentwegen, ihr wißt ja."

„Den Teufel weiß ich!" fuhr der Müller auf, „wenn euer Vater wieder an mir zu zapfen gedenkt, wie schon etliche Male, so irrt er gewaltig, Geld hab' ich diesmal keins." Und dabei warf er dem Burschen einen Blick zu, der einen andern zur schleunigen Flucht getrieben hätte.

Nicht so den Hannadam, der lächelte, als habe der Obermüller ihm eine Schmeichelei gesagt und antwortete gar ruhig und überzeugend: „Wie ihr doch auch gleich seid, Meister Müller, wer redet denn von Geld; die Froschmühle hat, was sie braucht, Menschen und Vieh stehen bis über die Ohren im Hafer und glaubt ihrs nicht, so seht mich nur an, sehe ich denn aus, als wenn ich Hunger litte? Meine Mutter hat mir erst gestern das Leibchen weiter gemacht und hätte ich nicht Schmalz bei mir, wie der Dachs um Michaeli, meint ihr denn, ich hätte in einem Futter von der Froschmühle bis hierher gehen können? Eine Knackwurst und ein Viertelbrot in dem einen Sack, und ein Fläschchen Wachholder ist alles, was ich mitnahm; aber Lieb' im Leib und alte Freundschaft können auch etwas und machen aus einer Schnecke einen Postgaul. Tummle dich, Hannadam, sagt mein Alter zu mir, und mache dich rasch auf die Lappen und sage meinem Kollegen Jung so und so, der David Enders von der Gallusmühle wäre gestorben und es nehme ihn Wunder, daß der Meister Jung alles vergessen habe, was drum und dran hängt, wie zum Exempel das Wassergericht, und lasse den Wasser-

klas umherlaufen und Stimmen sammeln, wie zum Exempel für den Velten Weber, und rege sich nicht und komme nicht auf die Froschmühle, ob er denn nichts von dem Wassergericht mehr wissen wolle? Das wars, was ich ausrichten sollte," rief mit seinem letzten Atem der Hannadam und schnappte nach Luft.

Aber auch der Obermüller schnappte nach Luft und ward blaß und rot hinter einander. „Was, was," schrie er, „der David Enders tot und das erfahre ich heute erst? Und der Wasserklas schon unterwegs? Und mein Neider, mein Todfeind, der Eselsmüller, in der Wahl und niemand denkt an mich?" Und ein Fluch, der nicht enden wollte, schallte durch die Mühle hin, daß selbst die Regine, die doch wußte, was fluchen war, hereinrannte und mit zornrotem Angesicht fragte, ob er denn heute noch zum Teufel fahren wolle, dann wolle sie ihm die Leuchte halten und einen Gruß an seine Großmutter mit auf den Weg geben.

„Ja," schrie der Müller, „tausend Schock Teufel sollen mich holen, wenn ich nicht dem Wasserklas den Hals breche und das heut noch; ein Leids thu' ich mir an, in das Wasser spring' ich mit gleichen Füßen, und Milliarden Frösche sollen mich tot trappeln, wenn ich zugebe, daß der Eselsvelten Wasserrichter wird. Ei, lieber wollt' ich ja, daß die Obermühle in Grunds Erdboden versänke, als diese Schande erleben." Und dabei fuhr er wie besessen auf seine Frau zu, packte die am Arme, daß sie schrie, und brüllte ihr in die Ohren: „Wärst du was nutz und stecktest deine Nase ins Dorf statt in meine Mehlsäcke, die dich nichts angehen, so hättest du lange gehört, daß der älteste Wasserrichter, der David Enders, tot ist und daß sie einen andern Wasserrichter wählen, und daß sie den Eselsmüller wählen wollen, und daß der verdammte Wasserklas schon die Briefe trägt, und daß ich lieber unter meinem Mühlstein zerquetscht liegen will, als daß der Velten Weber

Wasserrichter wird. Ich, ich wills werden und wenn der Teufel dabei helfen soll. Was steht ihr und sperrt die Mäuler auf! Seht ihr nicht, daß mein Freund in der Not, mein lieber Jeremias Frosch, mir seinen Sohn schickt, während alle Welt das Maul hält, und daß der gute Hannadam in einem Futter die sieben Stunden hieher gelaufen ist. Marsch hinaus und aufgetragen, was die Obermühle vermag, ich will mich nicht lumpen lassen. Wurst, Schinken, Braten, Schnaps, Wein, die Hülle und die Fülle, alles herein und aufgetischt und dann gegessen und getrunken, was das Zeug hält, und dann den Wagen angespannt und gefahren, daß die Fetzen fliegen, Wasserrichter will ich werden, Wasserrichter, Wasserrichter; der Herr Hans Jung will Wasserrichter werden und sollte es mit dem Teufel gelingen."

Der Hannadam hatte während dessen den Dreiecker auf den Stock gesteckt und das Kinn auf den Hut gelegt und hörte schweigend und höchst vergnügt des Obermüllers Geschrei an. Nur manchmal erhob er den Kopf ein wenig, nickte wohlgefällig und sagte: „Der kanns! Versteht sichs, alle Hagel, der Mann muß Wasserrichter werden!" Und dann setzte er sich hinter den vollen Tisch und ging ins zweite Futter und das war gut und reichlich, und kümmerte sich nicht darum, daß ihm niemand Bescheid that, sondern nur die Thüren in der Mühle auf- und zufuhren, als exerzierte eine Kompagnie Soldaten im Feuer.

Leise schlich die Lore aus der Schlafkammer; sie fürchtete für sich das Härteste, wenn sie eben dem Vater begegnete, und ging in den oberen Stock des Hauses. Da öffnete sie geräuschlos eine Thüre und schlüpfte hinein, indem sie hinter sich den Riegel vorschob.

In einem der beiden Betten, die die enge Kammer beinahe füllten, saß, die welken Hände zusammengelegt und mit gebücktem Kopfe, ein altes Frauchen, so klein und zusammengebogen, daß man die Gestalt eher für

ein totkrankes Kind wie für ein uraltes Weibchen gehalten hätte. Das Geschöpfchen, das mehr dem Grabe, als dem Leben anzugehören schien und das müde Köpfchen kaum vor Zittern auf den schwachen, engen Schultern zu halten vermochte, hieß in der Mühle Base Eva. In einer vorübergehenden Wallung von Teilnahme und Selbstsucht hatte der Vater des jetzigen Müllers diese Base in die Mühle aufgenommen, einmal weil sie vermögend war und ihre Güter der Mühle zu vermachen versprach, und dann, weil er diese Erbschaft keinem andern gönnte, endlich auch meinte seine Frau, es sei doch Christenpflicht, so eine arme, kranke Verwandtin, die sonst niemand auf der Welt mehr habe, in Pflege zu nehmen, da sie es ohnehin nicht lange mehr machen werde. Und so schien es auch. Die Base Eva war eines jener armen, kranken Geschöpfe, bei deren Anblick man sich unwillkürlich fragt, warum hat sie der liebe Gott geschaffen und erhält sie bei Leben, während tausende von gesunden, schönen Kindern sterben? Aber die Eva lebte mit ihren lahmen Füßen, mit ihrer engen, hustenden Brust, mit ihrem zitternden Haupt, sie lebte, und die Liebe Gottes war ihr Leben, und wie die Biene aus den Blumen tropfenweise süße Nahrung und Kraft für ihr kleines Leben zieht, so zog das Evchen von frühester Kindheit an aus dem Worte Gottes Labsal und Lebenskraft für ihre Seele, und lebte zum Erstaunen aller Menschen fort, während alle ihre Altersgenossen vor ihr hinstarben.

Seit vielen, vielen Jahren sehnte sie sich nach dem Grabe und bat täglich den Herrn um Ausspann, aber sie lebte, und wenn man sie fragte, wie sie sich das erkläre, so sagte sie mit ihrer leisen zarten Stimme: „Das ist die Gnade meines Gottes, der mich arme Kreatur lässet unter Leiden für Seinen Himmel reifen. Zudem giebt Er mir allerlei Freudenstunden, die kein Mensch kennt, Er erhält mir Aug' und Ohr wach und

scharf, daß ich Sein Wort lesen und das liebe Menschenwort von treuen Lippen hören kann, und dazu macht Er mich zu Seinem Schulmeister bis in mein hohes Alter. Allezeit ist eine liebe Menschenseele bei mir ein- und ausgegangen und hat mich geliebt und gepflegt, und dafür hab' ich ihr Christum und Sein Verdienst verkündigt, und hab' sie damit reichlich bezahlen können für ihre viele Mühe. Wars nicht die Müllerin, so wars eine treue Magd und jetzt ists das Kleinod meiner Seele, mein Stern in der Dunkelheit meines Alters, meine Lore."

So dachte sie eben wieder an dem August-Nachmittage, von dem wir reden, als die Lore in ihr Kämmerchen trat und sich müde und angegriffen auf den Sessel neben dem Bette warf, mit den Händen die Augen bedeckte und laut weinte. „Was ist dir, Lore?" fragte die alte Eva, und ihr Köpfchen zitterte noch mehr von Teilnahme und Aufregung; „sag' mir, Kind, was ist in der Mühle vor? Ich habe deinen Vater noch nie so schreien hören, sag' mir, betrifft es dich?"

„Ach, Base," schluchzte das Mädchen, „laßt mich erst ein Vaterunser beten, dann sag' ich euch alles."

„Thue so mein Kind, thue so!"

„Wenn wir in höchsten Nöten sein,
Und wissen nicht, wo aus noch ein,
Und finden weder Hilf noch Rat,
Ob wir gleich sorgen früh und spat."

„Wie heißts weiter, mein Kind?" Und schnell antwortete das Mädchen:

„So ist dies unser Trost allein,
Daß wir zusammen insgemein
Dich anrufen, o treuer Gott,
Um Rettung aus der Angst und Not.

Und heben unser Aug und Herz
Zu Dir in wahrer Reu und Schmerz,
Und suchen der Sünd Vergebung
Und aller Strafen Linderung."

„Amen," sagte die Alte, „und nun, Lore, was ist in der Mühle vor?"

„Ja, Base Eva, wüßt ich es nur selbst! Da kommt diesen Nachmittag dem Froschmüller sein Bub, während ich das Tuch begieße, und stellt sich vor mich und schwatzt, als ob er ein Narr und ich ein Kind sei, und dann geht er hinein zum Vater und sagt etwas von einem Wassergericht und der Vater solle Wasserrichter werden; aber der Wasserklas sei dagegen, der wolle den Velten von der Untermühle, und darüber ist mein Vater außer sich und will gleich mit dem Froschmüller seinem Hannadam auf und davon. Ach, Base, und das ist gut, der Froschmüller hat Freiersgedanken im Kopf, Gott weiß, wer sie ihm hineingesetzt hat, und mir ist es zum Sterben wehe darüber. Ach, ihr solltet den Burschen sehen, Hören und Sehen würde euch bei dem Gedanken vergehen: ein solcher Frosch, Gott verzeihe mir meine Sünd', wollte euch haben. Und wie schrecklich lautet das von dem Wassergericht, sagt mir, Base, was ist es mit diesem Gericht?"

„Wasserrichter will dein Vater werden, Lore, sagst du?" erwiderte mit Teilnahme die Alte. „Das ist ein wichtig Amt und sehr im Ansehen bei Vornehm und Gering. Will einer Wasserrichter werden, so muß er von vier Ahnen her ein geborener Müller sein, das ginge schon, und dann ist er frei von allen Fronden und herrschaftlichen Abgaben, das wird deinem Vater gut thun; aber — wer, sagst du, wollts nicht leiden, daß dein Vater Wasserrichter würde, der Wasserklas? Ist das der alte, steife Mann, den ich vor Jahren, als ich noch durchs Schiebfensterchen sehen konnte, manchmal am Wasser hantieren sah?"

„Derselbe ist es, Base, und er ist ein sehr unleidlicher Mann und meinem Vater gar nicht gut, ich möchte nur wissen, warum der Anton da droben ihm zu Gefallen lebt und ihm seine Äcker baut. Mich brächte

niemand über seine Schwelle. Aber ihr wolltet mir ja von dem Wassergericht sagen, Base, wie ist es mit dem?"

„Nun, das hat Seine Kaiserliche Majestät, unser allergnädigster Herr, eingesetzt, sie sagen vor langer, langer Zeit schon, daß die Müller damit im Zaum gehalten würden und daß keiner Wasser abschneiden könne, damit, daß er das Wasser stauche und mehr Räder anlege, als sein Nachbar unter ihm ertragen kann. Denn die Müller sind gar grausam versessen auf einen Schuh Wasser mehr, und der Zank zwischen dem Obermüller und seinem Kollegen dort unten rührt vornehmlich daher, daß der eine viel Wasser hat und der andere wenig. Da gäbs denn ein großes Katzen- und Hundegebiß unter den Müllern, weil einer in das Land gehört und einer in jenes, und da hat unser Herr, der Kaiser, einen vom Adel zum Wasserobersten gemacht und ihm dafür etwas an Land und Leuten gegeben, daß er zum Rechten über das Wasser und die Mühlen sehen soll. Das ist bei uns der gnädige Herr von Friedhofen, und der wohnt auf seinem Schloß. Ists aber der Alte noch, oder ists jetzt der Junge, ich weiß es nicht, das Amt bleibt allzeit bei der gnädigen Herrschaft. Und der hat unter sich den Wasserhauptmann, der kommt aus den Oberauern in Neuhagen, die stellen allezeit einen aus ihrer Sippe und lassen ihn lernen, was zum Wasserwiegen und zur Wasserkunst gehört. Und der Wasserhauptmann und sein gnädiger Herr Oberst, die suchen sich fünf Müller aus, und machen die zu Wasserrichtern, und das sollen verständige, unbescholtene Männer sein, und haben einen gar schweren Eid zu leisten, und wenn nun Klage kommt über das Wasser, dann kommen die zusammen und thun einen Ausspruch und dabei bleibts."

„Und der Wasserklas, ist das auch so ein Richter?" fragte gespannt das Mädchen.

„Ich meins nicht," gab die Alte zur Antwort,

„aber da sie ihn den Wasserklas nennen, so wird er wohl etwas bei dem Gericht sein, ich schätze Wassergerichtsbote, denn zu meiner Zeit war auch ein solcher im Orte, den hieß man den Wassermichel."

„Nun, das ist gut," sagte sinnend das Mädchen, „aber ich höre unsern Peter die Pferde anschirren, da laßt mich sehen, ob der Hannadam mitfährt."

Sie trat zum Fenster und schaute vorsichtig hinaus. Nicht lange, so hörte man des Müllers Stimme laut und lauter. Er hatte in dem Zorn getrunken und gab in demselben seine Befehle. Seine Frau ließ sich nicht sehen; dagegen standen die drei Söhne am Wagen, mit den Pferden beschäftigt, und neckten den Hannadam, der mit schwerer Zunge bei allen Hageln schwur, die Lore sei das schönste Weibsbild unter Gottes Sonne, und sie nannten ihn darum Schwager und luden ihn spottend auf eine baldige Freite. Dann hoben sie ihn an allen Vieren auf den Wagen und gaben ihm den Rat: „Fröschlein solle nur das Hüpfen lassen, sonst falle es in die Wagengleisen."

Der Müller schwang sich leicht und rasch auf den Wagen und er hatte schon die Zügel in Händen, da sagte er zu seinen Söhnen: „Ihr Buben, sonst kommt es mir auf eine Handvoll mehr oder weniger nicht an, aber diesmal laßt den Eselsmüller und den Wasserklas ungeschoren, ich hab' meine guten Gründe. Die beiden Füchse werden von mir allein geprellt; verstanden? Und wer mir plappert, ehe ich es ihn heiße, dem laß ich das Maul vernähen; verstanden?"

Die Söhne beantworteten diese Frage nicht, schienen sie auch nicht sonderlich zu beachten. Aber zwei Ohren, die der Müller in seiner Wut zu der Vorderthüre hinausgetrieben hatte, waren zur Hinterthüre wieder hineingekommen, hatten alles mit angehört und sich zurechtgelegt, daß der Obermüller Wasserrichter werden wolle, daß der Wasserklas den Untermüller zu diesem Amt

vorgeschlagen habe, daß der Hans Jung mit dem Froschmüller abgereist sei, um für sich zu werben und daß alles heimlich gehen müsse, sonst werde nichts aus dem Plan. „Ja heimlich,“ sagte das Käuzchen bei sich, „wie ihr doch so klug sein wollt! Wollt alles allein fertig bringen und meint, ihr könntet mich entbehren. Euer Glück, Meister Müller, daß ich hier hinter den Mehlsäcken gelauert; ich allein mache euch zum Wasserrichter, sonst niemand, und wenn ihr es geworden seid, dann sollt ihr mir meinen Lohn geben. Und was bekomm' ich von dir, Fröschlein, für die schöne Lore? Schäbiger, häßlicher verflixter Froschmüller, was zahlst du, dann sollst du die Lore haben. Ach, die schöne Lore und der häßliche Frosch, es ist zum Totlachen, aber gerade darum soll er sie haben; eine weinende Hochzeit giebt eine glückliche Ehe!“

Während dieses Selbstgesprächs der Schwarzlise hinter den Mehlsäcken trat die Lore wieder leise auf das Bette der Alten zu und sagte flüsternd: „Base, sie sind beide fort, der Vater und der Frosch, aber meine Angst ist nicht mit ihnen fort. Ach, Base, mir ahnet nichts Gutes, mit uns geschieht etwas und das bald. Seit mir denkt, ist nicht alles in der Mühle, wie es sein soll; es geht bei uns zu, nicht nach Gottes Wort, sondern nach der Welt Art, und von Tag zu Tage wird es schlimmer und schlimmer. Vater und Mutter haßen einander, statt sich zu lieben, die Buben thun, was sie wollen, und das ist oft sehr böse, und ich armes Mädchen stehe dazwischen und zittre vor allen und werde von allen gehaßt und gequält, und all mein Beten hilft mir nicht dawider. Und nun kommt gar die Geschichte mit dem Wassergericht dazu; ach, Base, wie schrecklich lautet mir das Wort ‚Wassergericht!‘ Laßt euch sagen, Base, warum. Gestern zur Nacht hat mir geträumt, es kam das Wasser aus dem Entenweiher, wie eine Sündflut kam es, und von allen Bergen kam es herab

und stürmte wider die Mühle, und sie fing an zu wanken wie ein Rohr im Bache. Da sprang ich ins Wasser und stemmte meine beiden Hände dawider und hielt sie auf, und es schien mir zu gelingen. Aber das dauerte nur kurze Zeit, nur so lange, als man ein Vaterunser betet, dann krachte es über meinem Kopfe, und Dach und Gebälk fiel auf mich, und ich mußte weichen. Und unser Thal und die Häuser am Bache waren fort, und es war ein weiter, weiter See um mich her und ich watete darin, und verlor alle Kraft. Da kam des Ulrichs Anton vom Berge herab und reichte mir die Hand, und zog mich heraus, und da erwachte ich und war so naß vom Schweiß, als hätte ich wirklich in einem See umhergewatet."

Die Alte legte leicht und leise ihre kleine zitternde Hand auf die volle, jugendlich kräftige Rechte des Mädchens und sagte: „Wo viel Sorge ist, sagt der Prediger, da kommen Träume; und, sagt er weiter, wo viel Träume sind, da ist Eitelkeit; aber fürchte du Gott. Was es mit der Eitelkeit der Träume auf sich hat, das habe ich erfahren in meinem langen Leben. Wenn sie mich hinaustrugen in unsern Grasgarten droben am Berge, denn gehen konnte ich oft in Jahren keinen Schritt, und setzten mich unter einen Baum auf den Rasen, und es war Frühling in der Welt, und die Vögel sangen und es regte sich in dem kranken Leibe das pochende, sehnsüchtige Mädchenherz, und die Augen gingen mir über ob meinem Elend; alle Welt so frühlingsfrisch und ich so krank, alle Welt so glücklich in Lieb und Lust, und ich so einsam und verlassen; dann schlief ich wohl endlich unter Thränen ein, und es träumte mir. Mit dem Zuber auf dem Kopfe ging ich leicht und tanzend zwischen meinen Kamerädinnen dahin über den Steg nach dem Wallborn; wie ward mir, als ich ins Thal hinab und an den Berg hinaufsah, wie er als ein weißes Tuch mit Grün untermischt sich über die

Dächer ausbreitete! Und wie mein Zuber voll war, da kam unsers Nachbars Gottfried und sagte: Eva, laß mich dir heben helfen und magst du sonst nicht allein deine Lebenslast heben und deinen Lebensweg gehen, dann nimm mich mit, denn ich hab' dich lieb. Und wie ich da antworten wollte: Gottfried, wenns so Gottes Wille ist, da wachte ich auf. Der Frühlingstag war noch schön, die Vögel sangen noch, und vor mir stand wirklich der schöne Gottfried, unsers Nachbars Sohn, und sah voll Mitleid auf mich arme Kreatur, aber von der Liebe, die ich im Traume gefühlt, sprach er nicht; er sagte nur: Eva, der Rasen ist feucht und thut dir nicht gut, du solltest solange nicht hier liegen und schlafen. Ach, der Gottfried meinte es so gut mit mir, aber von Liebe sprach er nie, wäre auch sehr thöricht gewesen; und der Traum war sehr schön, aber sehr eitel, und ich bat den Herrn, solche Träume von mir zu nehmen. Und er hat mein Gebet erhört, aber langsam, und erst, als ich meinen Willen in Seinen Willen ergeben, wie Jephthas Tochter, als sie geopfert ward. Da lernte ich:

‚Meine Seele senket sich
Hin in Gottes Herz und Hände
Und erwartet ruhiglich
Seiner Wege Ziel und Ende,
Liegt fein stille, nackt und bloß
In des liebsten Vaters Schoß.'

So thu auch, mein Kind, und Er wird dir helfen! Aber sei klug und werde keine thörichte, schlafende Jungfrau. Da geht durch dein Reden und Träumen hindurch immer ein Name, den streiche nur aus, solange es noch Zeit ist. Ist es der Witwe Sohn, die droben auf dem Berge wohnt, so thue, als habest du ihn nie gesehen; so lange dein Vater lebt, sagt er nie Ja zu dem, was du willst. Du wirst rot, du schämst dich,

Lore, hab' ich zuviel gesagt, dann thue, als habest du nichts gehört."

„Ach, Base," schweigt," sagte leise und beklommen das Mädchen, „ich schäme mich, daß ihr mir ins Herz gesehen. Ich weiß nichts, kein Wort von ihm weiß ich, und er weiß nichts von mir. Er hat zu mir nichts gesagt von Lieb' und ich nichts zu ihm und ich weiß nur, daß ich ein schwach, thöricht Ding bin. Mag der Wind mein Wort verwehen, ich will seinen Namen nicht mehr in den Mund nehmen und aus dem Herzen will ich bannen die eitlen Mädchengedanken, denn sie sind thöricht; aber glaubt nur, Base, sündig sind sie nicht; wenn ich sie denke, dann werd' ich wie ein Kind, so fromm und so gut."

5.

Besitzt der Teufel das Herz, so regiert er auch die Zunge.

Sprichwort.

Auf Gott allein setz dein Vertrauen.
Auf Menschenhilf sollst du nicht bauen,
Gott ists allein, der Glauben hält,
Sonst ist kein Glaub mehr in der Welt.

„Es war zur Zeit der Wassergerichte im lieben Deutschland und war im Monat Juni," — wenn ich so meine Erzählung begonnen hätte, so würde meinen Lesern das ebenso unverständlich gewesen sein, wie mir der Anfang einer Geschichte, die mir der alte Müller Dorner erzählte: „Es war zur Zeit der Bocksreiter, da" — „Aber, Meister Müller," fragte ich ihn, „wann war denn die Zeit der Bocksreiter?" „Ja, das war eben eine sonderbare Zeit, da der Teufel nicht viel Glauben mehr auf Erden fand, und darum allerlei List und Trug ersann und den Menschen allerlei Schnick=

schnack und Taschenspielerkünste beibrachte, um durch die Augenlust, Blaupfeiferei und allerlei Kunstreiterstücklein das Feld wieder zu gewinnen, das man ihm streitig gemacht hatte. So nahm er etliche in seinen Dienst, die lehrte er auf Böcken reiten, an denen um tausend Thaler kein weißes Härlein sein durfte, und die flogen dann durch die Luft von Paris nach Leipzig und von London nach Amsterdam in einem Ritt und waren seine Briefträger und Vorreiter."

„Die müssen ja von den Böcken herab eine schöne Aussicht gehabt haben."

„Allemal, und wenn sie so ritten, dann fiel allerhand herab, bald Platzregen, bald Hagel, bald auch etwas, das sah aus wie ein fauler Käse, wie mir denn ein alter Holzdieb erzählt hat, daß er mit etlichen seiner Kameraden um Mitternacht vor dem Walde gestanden, als ein Bocksreiter durch die Luft gefahren, und die Augen des Bocks hätten geglänzt wie zwei blaue Lichter; da hätte der Ruchloseste unter ihnen gerufen: Wirf mir etwas herab; hätte wahrscheinlich an einen Goldklumpen gedacht, aber statt dessen hätte ein fauler Käse zu seinen Füßen gelegen. Wißt ihr aber, Herr, was ich mir ausgehalten hätte, wenn ich zur Zeit der Bocksreiter gelebt hätte? Nicht Geld und Gut, nur eine Hundspeitsche aus Bockshaar geflochten. Ich meine, die müßte helfen."

„Aber, Meister Dorner, wozu eine Peitsche, vom Bösen geflochten wider die Hunde? Thuts nicht ein Zaunstecken, wenn man keinen eigenen bei sich hat, oder ein Stein vom Wege, oder der Hut, zwischen die Zähne genommen, mit diesen drei Mitteln jagt man auch den bösesten Hund davon."

„Ja, alles gut, wenn man nicht verdammt ist, Gott verzeihe mir meine Sünde, von allen Hunden gebissen zu werden. Ihr lächelt, junger Herr, aber ihr seid eben auch einer von den Aufgeklärten; wenn ihr einmal so alt seid, wie ich, dann werdet ihr merken,

daß der Böse nicht allein in die Böcke fährt und sie zu seinen Reitgäulen und Wettermachern erkiest, sondern daß er manchen armen Menschen durch das Hundsvieh quält, wie zum Exempel mich. Wär' es nicht gegen den Respekt, so wollt' ich euch meine Waden zeigen, die sehen euch aus, wie ein Gesicht, das die Blattern durchackert und dazu blau und rot gesprenkelt. Das kommt von den vielen Hundsbissen. Als alles nicht half, weder Krieg noch Friede mit den Hunden, weder Steinwurf noch Brotbrocken, da kam einer zu mir auf die Mühle, da hat er gesessen, wo ihr eben sitzt, und gesagt: Meister Dorner, sagte er, ich weiß, wo eure schwache Seite ist, ich bin der Mann, der euch helfen kann. Ihr seid unter dem Hundsstern geboren, darum beißen euch alle Hunde, aber ich bin der Mann, der euch für eine Kleinigkeit von eurem Erbschaden hilft; her euer Ohr, damit es niemand außer euch hört, und vernehmt das Mittel. Ich hielt mein Ohr hin und horchte, aber ich fuhr zurück, denn das Mittel war schrecklich, fast schrecklicher als die Hundsbisse. Doch ich zahlte ihm zwei Brabanter und nahm mir Zeit zur Überlegung. Endlich hatt' ich mir die Sach' zurechtgelegt und bei mir bedacht: Hundsbisse thun wehe und du hast dein Leben lang schon in manchen sauren Apfel beißen müssen, warum nicht ein- für allemal in eine große Zehe? Wie nun mein Nachbar, der Sauhirt da drüben, gestorben war, da redete ich mit seinen Leuten so und so, und zur Nacht ging ich hinein, wo der Tote lag, faßte mir ein Herz und biß ihn in die große Zehe. Das war das Mittel, das mich zwei Brabanter gekostet hatte, und mit einer Kourage, über die ich mich selbst erstaunte, ging ich an dem Sauhirt seinem Safter vorbei und der Hund gab nicht einmal einen Laut. Wie ich aber in meinen Hof kam, jetzt, Herr, merkt des Bösen List, da fällt mein eigener Hund, der täglich aus meiner Hand fraß, über mich her wie unsinnig und beißt mich ins Bein.

Seitdem glaub' ich steif und fest, daß ich zum Hundsbiß verdammt bin und daß die Bocksreiterzunft noch Lehrjungen hat. Denn der Unhold, der mir meine zwei Brabanter ablockte, war sicher einer von ihnen."

„Aber, Meister Müller, über Hundsbiß und Bocksreiter sind wir ja ganz von unserem Gesprächspiel abgekommen; denn eigentlich wollten wir ja vom Wassergericht reden, davon weiß jetzo kein Mensch mehr was."

„Recht," sagte der Alte, „ist auch kein Wunder, der Bonapart hat aufgeräumt wie ein Einbrecher in der Vorratskammer, und der Böse hat ihm das Licht dazu gehalten, bis sein Sack voll war; und mit den Ländern und Ländchen da hat er es gemacht, wie der neumodische Seifensieder, der in der Stadt am Brunnen Jahrmarkt hält. Der verkauft auch Seifenkugeln, durch die ziehen sich die roten und blauen Adern hindurch, daß es wie Hexerei aussieht. Da sagt' ich einmal zu ihm: Was kostet das Stück von der Art Seife? ich nehme euch eines ab, wenn ihr mir sagt, wie ihr die bunten Adern da hineinbringt. Da lächelte das Männchen und sagte: Nichts leichter: ich mache eine Menge kleine Kugeln von Seife, färbe sie schön bunt und dann balle ich sie zu einer einzigen Kugel zusammen. So hats der Bonapart gerade gemacht mit den bunten kleinen Ländchen, aus denen unser Deutschland bestand, er hat sie zusammengedrückt und aneinander geschweißt; aber die Grenzstriche gehen noch hindurch, wie die Adern durch die Seifenkugel, und das wird so lange dauern, als noch etwas von der Seifenkugel vorhanden ist. Denn die ehemaligen Gräflich Katzensteiner, die wollen keine Hessen, und die gewesenen Ebernbacher keine Preußen sein, sondern bleiben, was sie waren, mit all' ihrer Not und ihrem Schlendrian."

Doch ich muß meinem alten Dorner das Wort entziehen, so sehr mich selbst sein Gesprächspiel erquickte; denn ein Gesprächspiel war es und ging aus dem Hundertsten ins Tausendste hinein, um dann wieder mit

der Entschuldigung: „doch daß ich meine Rede nicht vergesse“ auf das erste Gespräch zurückzukommen, wie zum Beispiel heute auf das Wassergericht, denn das kannte er durch und durch, davon wußte er gar merkwürdige Dinge zu erzählen, und darüber war er mein Berichterstatter und traf den Nagel auf den Kopf.

Auch darin hatte er Recht, Not und Schlendrian waren im weiland römischen Reich deutscher Nation zwei unzertrennliche Gebrüder und ihnen zu Liebe entstanden die Wassergerichte. Die Bäche, die aus den Bergen kamen und die Mühlen trieben, kehrten sich natürlich in ihrem Laufe nicht an die Grenzsteine, und so ein lustiger Waldgeselle durchfloß in einem Tage oft dreißig und mehr Herren Länder, wie ich denn zum Exempel aus meinem Dachfenster auf sieben Länder des weiland römischen Reiches sehen kann, von denen jedes seinen eigenen Galgen hatte, und hatte es doch niemand in diesen Ländchen besser, als die Spitzbuben.

Wenn sich aber ein Nachbar nach einem andern richten muß, so ist das ein Müller, der über sich und unter sich am Bache einen Kollegen sitzen hat, und die Müller werden auch nicht alle als getreue Nachbarn geboren. Hatte nun einer wider den andern Klage über einen halben Schuh Wasser mehr oder weniger, was beim Mühlwerk gar viel austhut, so mußte er gar weit umherlaufen an den Ämtern, Bach auf und Bach ab, und Land auf und Land ab. Um nun die Müller bei guten Launen zu erhalten, die das tägliche Brot in Händen hatten und ohnedies nicht für sehr ehrlich gehalten wurden, da schuf man von oben herab solche Wassergerichte und gab ihnen Macht, über die Streitigkeiten der Müller zu entscheiden, die Eichpfähle zu setzen, den Wasserfall zu regulieren und anderes mehr; und damit sich keiner beschweren möchte, daß er von einem Ausländer gekränkt werde, so nahm man aus jedem Ländchen einen Müller heraus und machte ihn zum

Richter über Mein und Dein, mehr oder weniger; je nachdem der Bachgau groß oder klein war.

Und dieses Wassergericht samt Oberst und Hauptmann war ein geehrtes Gericht; der Kaiser hatte ihm seine Würde und seinen Genuß gegeben, hatte es durch Kleid und Abzeichen des kaiserlichen Wappens auf dem Ärmel des linken Arms ausgezeichnet, und das Wassergericht hielt etwas auf seine Ehre. Es trieb still und ohne Geräusch sein Wesen, sein Bote beschied ohne Getümmel die Richter zusammen; die kamen an einem Punkt zusammen, wo sie zu beraten oder zu Gericht zu sitzen hatten, hielten ihre Beschlüsse sehr geheim und gingen nach gethaner Arbeit und nach gefälltem Urteil wieder heim, um das Schurzfell wieder anzulegen und ihre Säcke zu tragen. Gerade so geheimnisvoll ging es zu, wenn einer von den Richtern mit Tod abgegangen war. Dann ging der Wasserbote von einem Richter zum andern und beschied ihn zum Obersten, und wenn sie dann alle zusammen waren, die alten, ehrwürdigen Graubärte, dann schritten sie zur Wahl eines neuen Kollegen. Der mußte vier Ahnen haben, alles geborene Müller, mußte nicht bereits gestraft sein um Geld und Gut, mußte einen ehrlichen Namen haben, mußte ein stiller, verschwiegener Mann sein und der Wasserkunst nicht ganz unverständig. Und hatten sie den Kollegen erwählt, so beschied ihn, gewöhnlich zu seiner Überraschung und Ehre vor Nachbarn und Freunden, der Wassergerichtsbote vor die Versammlung, und der Hauptmann sprach zu ihm:

„So hoch ich von Höchstgedachter Kaiserlicher Majestät und des heiligen Reichs und ehrengedachtes unsers Herrn Obersten wegen euch zu gebieten Macht habe, daß ihr euch beneben den Herrn Wasserrichtern, so jetzund allhier zugegen in jetziger, nächst fürfallender und künftiger Handlung, Mängeln und Gebrechen, nach allem äußeren Vermögen und besten Verstand, so viel euch Gott, der All-

mächtige, Gnad verliehen, verleihen wird, bei wahren Urteilen helfen, auch alles recht richten und vergleichen, und dasselbige also zu thun mir mit Hand gegebener Treue zusagen wollt. Auf daß ihr, wie angelobt, denselben zum treulichsten nachsetzen möget; als sollt ihr in Gegenwärtigkeit eurer Herrn Mitkonsorten mit zweien uffgerichteten Fingern einen leiblichen Eid thun und mir nachzusprechen schuldig:

„Alles, was mir in jetziger und künftiger fürfallender Handlung, Gebrechen und Irrungen wissend ist, will ich jetzt, so viel der allmächtige Gott verleihen wird, nach meinem besten Vermögen und Verstand, beneben den andern Mitherrn, zum allertreulichsten richten, entscheiden, vergleichen, und alles, was sich in solchen Sachen gebühret, gehorsamlich beiwohnen und verhandeln helfen, davon nicht ansehen, noch scheuen, große Herrschaft, Gewalt, Geld oder Geldeswert, Geschenk, Gunst, Freundschaft, Neid, Haß oder Feindschaft, oder alles, was der Mensch zu Gefahr erdenken möchte, so wahr, als mir Gott helfe und sein ewiges, seligmachendes, heiliges Wort. Amen.“

Allen Respekt vor dem Diensteid, aber noch viel größeren vor der Diensttreue, die aus einem festen Herzen und aus einem geregelten Leben hervorgeht. Wer seine Diener sich unter den Festen und Regelrechten suchen kann, der soll sie eigentlich nicht durch einen Eid an sich und ihr Amt binden, sie sind schon gebunden, und wer in diesem Stücke nicht trauen darf, der baue auch nicht auf die Kraft eines Diensteides. Wie der Mann das Amt macht, nicht das Amt den Mann, so macht auch der Eid nicht die Treue, sondern die Treue den Eid zu dem, was er sein soll.

Das Wassergericht, das an der Wallach und an den benachbarten Bächen gebot, das hatte über ein Jahrhundert seinen Gang gehabt, wie der Lauf einer guten Uhr; seine Richter waren in der Stille gewählt worden,

hatten in der Stille, ohne Menschenfurcht und Tadel, ihr Amt gethan, da gab es durch den Tod des David Enders von der Gallusmühle eine Lücke, und in diese Lücke hinein drängte sich Satan mit Unordnung und eitel bösem Ding. Schlechte Wirtschaft, Hochmut, Habsucht und Neid nahmen dem Wassergericht an der Wallach seinen Ruhm. Sein Ruhm war von da an nicht mehr fein.

Der Jeremias Frosch von der Froschmühle war zur Zeit, da ihn das Wassergericht zum Kollegen wählte, ein unbescholtener Mann, der seinem Hause scheinbar wohl vorstand und dazu nicht unerfahren in der Wasserkunst. Aber was dem Einen zum Aufstehen hilft, das treibt einen Andern zum Fall; das Wassergericht machte den Mann zu einem ganz andern. „Wächst die Ehre spannenlang, so wächst die Thorheit ellenlang.“ Es mußte ihm im Freudenschrecken, als sie ihn ins Wasserrichteramt beriefen, ein Äderlein im Gehirn geplatzt sein, genug, der Mann ward von da an sehr stolz, sehr faul, sehr nachlässig in seinem Geschäfte, und darum sehr begehrlich nach fremdem Eigentum. Und da er molterte gegen alle Regel und grob dabei war gegen alle Ordnung, so suchten die Mühlgäste andere Mühlen auf, und die Räder der Froschmühle streckten ordentlich flehentlich ihre weißen, gebleichten Schaufeln zur Sommersonne empor, und wenn sie wieder einmal in Gang kamen, so seufzten sie ob der ungewohnten Arbeit. Aber der Froschmüller hatte in seiner Art Ehre im Leibe. Er gestand keinem Menschen, daß es in seiner Mühle nicht viel aufzuschütten gab, sondern er warf mit allerlei Prahlereien um sich, ließ seine Räder gehen, auch wenn sie nur den alten Mühlstaub aufrüttelten, und das Schellchen im Mahltrichter klingelte sich heiser, wie der Glockenzug im unbewohnten Hause. Fuhr er zur Stadt, so geschah es mit zwei Rappen, wie früher, obgleich ein Esel den Dienst hätte versehen können, und dann

saß er als der reiche Müller zu Tisch und trank lange über den Durst, und that sehr groß und ward doch täglich kleiner. Heißts nun: „Wer sich ehrlich will ernähren, der muß viel flicken und wenig zehren," so that der Froschmüller von allem diesem das Gegenteil, und als Schmalhans Küchenmeister bei ihm ward, so suchte er in anderer Leute Beutel, was er in dem seinen nicht mehr fand.

Besonders hatte er es auf den Obermüller in Wallborn abgesehen, der sollte ihm den Tisch decken für heut und morgen. Unter allerhand Vorwand, halb schmeichelnd, halb lamentierend, hatte er ihm bereits eine schöne Summe abgeschwatzt, ja er hatte bereits für seinen Hannadam um die schöne Lore gefreit und der Müller hatte nicht gerade nein gesagt, aber auch nicht ja; wer die Lore bekomme, hatte er gesagt, der werde mit ihr angeführt, einmal weil sie aus der Art geschlagen sei und dann sei sie ihm nicht so viel wert, daß er sich selbst ausziehe, um sie warm zu kleiden; es wäre ihm lieber, das Ding würde in die Mühle geschlachtet; wer sie erbe, der möge sie füttern.

Das war denn doch dem Froschmüller zu kaltblütig vorgekommen.

Denn in andern Dingen war der Hans Jung so kaltblütig nicht. Er war hitzig im Streit, begehrlich im Erwerb, jäh im Verweigern und Abschlagen einer Bitte, kitzelig im Punkte äußerer Ehre, aber die Spitze, gleichsam der Brennpunkt aller seiner Untugenden, war der Haß gegen seinen Neider, wie er ihn nannte, den Untermüller. Über den zu siegen, den zu demütigen, da wollte er hinauf, und das Amt eines Wasserrichters däuchte ihm die Leiter zu sein, darauf er sich über seinen Feind erheben könne. Das Amt versprach ihm der Froschmüller, sobald einer der Kollegen Wasserrichter mit Tod abgehe.

Da that sich durch den Tod des David Enders

dem Obermüller die Thüre zu seinem erträumten Glücke auf, und der Froschmüller hätte ihm sogleich einen Wink geben sollen, daß es Zeit sei, hindurch zu gehen; aber er thats nicht. Einmal brauchte er den Hans Jung in dem Augenblick nicht, und dann war er zu nachlässig, zu träge und fett, um sich schnell zu rühren; auch dachte er und gähnte herzhaft dazu: Es ist ja eben die Gurkenzeit, da zanken die Müller nicht, wenn aber einmal Michaeli herankommt, wo das Wassergericht den Kehraus fürs laufende Jahr macht, dann kommen sie auch mit ihren Klagen gelaufen und dann muß ein neuer Wasserrichter gewählt werden, bis dahin ist aber noch lang; magst erst wieder einmal anfragen, Hans Jung, ob noch keiner auf dem Abmarsch ist.

Aber aus dieser behaglichen Betrachtung weckte den Froschmüller plötzlich die Ankunft des Wassergerichtsboten Klas. Den hatte der Hauptmann abgeordnet, um einstweilen die Stimmen zu sammeln für den neuen Kollegen, und der Wasserklas hatte nach seiner beharrlichen, aber geräuschlosen Gewohnheit die Sache so einzufädeln gewußt, daß keiner der Wasserrichter etwas gegen den Velten Weber in Wallborn einzuwenden hatte. Der Mann war allen als Wasserrichter recht gewesen, und wie der Gerichtsbote auf die Froschmühle zuging, da freute er sich schon, dem vielgekränkten Untermüller bald eine Freude machen zu können. Aber er hatte sich geirrt, wenn er meinte, der Froschmüller werde ebenso schnell dem Velten seine Stimme geben. Der fuhr im Gegenteil auf wie ein angeschossener Eber, nannte den Wasserklas einen Schleicher, der sich um Dinge kümmere, die ihn nichts angingen, und sagte ihm geradezu, es sei sein wie des seligen David Enders Vorsatz gewesen von jeher, daß keiner ins Wassergericht solle, als der Hans Jung. Und er wolle Leib und Leben daran setzen, daß sein Wille geschähe.

Strack aufgerichtet und ohne eine Miene zu ver-

ziehen, stand der Wasserklas vor dem Mann; dann sagte er: „Die Wahl ist eure Sache, Meister Frosch, die meine ist, zurecht zu tragen, was man im Wassergericht beschließt. Bis dahin seid ihr Herr, ich Diener, aber weiter gehts auch nicht; jetzt stehe ich Mann dem Manne gegenüber, das wollet bedenken, und von uns beiden ist wenigstens einer so viel wert, als der andere. Spart also alle unvergorenen Worte und sagt kurz, ob ihr noch etwas zu befehlen habt."

Auf ein barsches Nein des Müllers nahm der Wassergerichtsbote seinen Abschied.

Kaum war er draußen, so schlug sich der Müller mit einem lauten: „Dummkopf!" vor die Stirne. „Das hast du gut gemacht, Frosch! Zu Kleie sollte man dich mahlen in deiner eigenen Mühle! Mußtest du denn dem Wasserklas auf die Nase hängen, daß du den Obermüller zum Wasserrichter wolltest! O Dummheit über Dummheit! Und seit wann ist es erlebt worden, daß ein Richter den Boten ohne Atzung und Herberge entläßt und zumal am Abend! Jetzt wird er hingehen und dich austragen bei dem Gericht und bei den Leuten, und dein Kredit wird noch schlechter werden, wie bisher! Ja, der Klas hat Recht, Mann gegen Mann ist er Herr und ich ein Hund, ein verdammter Hund und ein Dummkopf dabei!" Und der eben noch so boshafte Mann ward ganz kleinmütig und verzagt, denn obgleich ein Lump im Sinne der Welt, war er doch vor sich selber der Wasserrichter Frosch.

Aber wie das gewöhnlich geht, der Richter beurteilte den Gerichtsboten nur nach sich. Er kannte den Mann nicht, der in einer Fütterung, wie einen Tag später der junge Frosch von sich zu rühmen wußte, den Weg nach seinem Dorfe einschlug. Es waren allerdings von der Froschmühle bis nach Wallborn sieben Stunden, aber weder die anbrechende Nacht, noch die Länge des Weges kümmerten den ernsten Mann. Der Wasserklas

fühlte sich nie allein. Er hatte die Treue seines Gottes so reichlich in seinem Leben erfahren, er hatte unter falschen Brüdern, wie im Sturme des Meeres, die Gotteshand vom Himmel herab so sichtlich an sich gefühlt, daß er, wo er ging und stand, sich unter Gott wußte. Und derselbe schweigsame Mann, der selbst Mitleid und Teilnahme nur in wenigen Worten aussprach und den man, wenn auch nicht für gottlos, doch wenigstens für teilnahmlos und hartherzig hielt, der war ein rechter Gottesfreund und wußte in seiner Art sich mit den Fröhlichen zu freuen und mit den Weinenden zu weinen. Daß er aber von seiner Gottseligkeit kein Gewerbe und von seiner Teilnahme an Leid und Freud der Menschen kein Aufhebens machte, das war seine Sache, wie es denn auch seine Sache war, sich nicht zu entschuldigen und nichts zu seiner Verteidigung zu sagen, wenn man ihn angriff und verleumdete. Selbst seine näheren Freunde, selbst die Witwe Ulrich und ihr Anton denen er viel vertraute und mit denen er am meisten umging, kannten ihn wenig; sie fürchteten ihn mehr, als sie ihn liebten. Schweigen und Rückhalten, Abgeschlossenheit und Ernst war des Mannes Weise. So kannten ihn die Alten und so scheuten ihn die Kinder, und die Burschen und Mädchen im Dorfe haßten ihn geradezu, denn die Jugend liebt Heiterkeit am Alter, um Wahrheit ist es ihr weniger zu thun.

Aber wie würden sie alle gestaunt haben, von den Alten bis zu den Jungen herab, wenn sie nur in dieser einzigen Nacht hätten einen Blick ins Herz des Wasserklas thun können! Hatte er die Beleidigung des Frosch gefühlt, und warum sollte er auch nicht, so war wenigstens nach einer Viertelstunde aller Zorn aus ihm verschwunden und Sinn und Gedanken und Plan und Wille Dem übergeben, der recht richtet und der „Weg hat allerwegen“. Wohl hätte er dem Untermüller, den er lieb hatte, ohne es ihm je zu sagen, die Ehre ge-

gönnt, Wasserrichter zu werden; aber er sah, daß sein Plan unmöglich war, sobald der Obermüller in die Wahl komme, denn er kannte Welt und Menschen. Und so sollte denn auch der Velten Weber kein Wort von der ihm zugedachten Ehre erfahren, damit ihn die Bosheit seines Feindes nicht noch mehr schmerze. Und nachdem das beschlossen und dem Herrn im Himmel anheim gegeben war, da kam über ihn eine eigentümliche Stille und Heiterkeit. Die Nacht war warm und sternhell, die Wege waren dem späten Wanderer genau bekannt, alle Bäume und Berge, alle Quellen und Bäche grüßten ihn als vertraute Freunde, und das Singen der Wächter aus den Dörfern versetzte ihn in Gedanken in seine Jugendzeit, die eine schöne und reiche gewesen war, ohne daß jemand eine Ahnung davon gehabt.

So weit er denken konnte, war er immer ein sehr einsames Kind gewesen, aber nie ein verlassenes, sondern ein sehr glückliches; Kameraden hatte er wenige gehabt und Kinderspiel hatte er gemieden, aber was ihn umgab, das war ihm befreundet, und Aug' und Ohr waren sehr scharf, die Wunder Gottes in seinen Kreaturen zu erkennen. Der Zug der Wolken am Himmel, die Abendröte mit ihrem Goldglanz, das Aufgehen und Verschwinden der Sterne, die Wiederkehr der Zugvögel und ihr Singen und Nisten, das alles war dem sinnenden Kinde eine nie endende Unterhaltung und Erquickung. Wie oft hatte ihn die Mutter auf den Armen wieder davontragen müssen, wenn er als ganz kleines Kind an den Bach hinabgerutscht war und unverwandt und mit Lust dem Springen des Wassers über die Steine zuschaute; wie oft hatte ihn der Vater bedrohen müssen, wenn er an seichten Stellen Kanäle angelegt, Mühlräder geschnitzt und in Gang gesetzt hatte! Und welchen Genuß hatte dem Knaben der Wald mit seinem Leben und der Entenweiher mit seinem Schweigen auf der Tiefe gewährt! Stunden lang konnte er auf dem Rücken liegend in die

Krone eines Baumes hinaufsehen, und von dem steilen Ufer hinab das Springen der Fische am Abend und das leichte Flattern der Wasserjungfern beobachten. Der Nikolaus war ein geborener Wasserklas, noch ehe er es wußte, und die Wahl seines Berufes als Mühlarzt war nur der Ausdruck seines Innern. „Und ist es doch noch so bei dir, du altes Kind,“ sagte er zu sich selbst, „hat es dir doch das Wasser angethan! Keine liebere Musik für mich, als wenn eine Quelle murmelt, ein Bach rauscht, eine Mühle geht! Aber das Meer, das Meer, nun auch das war dir Musik mit seinem Toben und seinem Brüllen, aber nur damals, nicht jetzt mehr, damals sollt' es betäuben, jetzt wäre sein Ton mir zu stark! Jetzt höre ich den Ton der Erlenmühle da unten lieber! Ja, da liegt sie, die Wiege und der Sarg meiner Liebe, meiner einzigen! O ich kenne den Grund eurer Scheu vor mir recht wohl, ihr Wallbörner Jungfern; ihr meint, ich kenne es nicht, wie es einem jungen Herzen ist, das nach seinesgleichen sich sehnt und jubelnd und doch mit nassen Augen in den Abend hinein singt:

„Da drunten im tiefen Thale,
Da treibt das Wasser ein Rad;
Mich aber, mich treibet die Liebe
Vom Morgen bis Abend spat.“

„Das alles hab' ich gekannt, wie ihr auch! Hier hat sie gewohnt, die mir damals lieber war, als mein Leben! Der Gedanke an sie war mein Ein und mein Alles. Ich hatte sie sehr lieb, die Regine, aber ich konnte es ihr nicht aussprechen; ich war schweigend glücklich, sie wollte lauten Jubel! Sie war sehr stolz, die Regine; aber ich meinte, das gäbe sich, wenn wir einmal zusammen wären! Ist es mir doch heute wie damals, als ich zum letzten Male mit hoffendem, frohem Herzen da von dem Eichberg herab auf die Mühle im Erlengrunde sah und bei mir selbst dachte: Nur noch

wenige Monate und sie ist dein und da unten wirst du wohnen mit ihr und sehr glücklich sein. Ist es mir doch, als hört' ich noch meine Stimme:

„Wenn Gott mich freundlich grüßet
Aus Blume, Luft und Thal,
Aus diesem Bache grüßet
Mein Liebchen mich zumal."

„Ach, mir ward damals zum ersten Male kein freundlicher Gruß zu teil, die Bosheit der Menschen hatte schon Unkraut in den Blumengarten meiner Liebe gesäet! Und was hatt' ich euch gethan, dir, Hans Jung, und dir, du böse Schwarzin? Doch wie ihr es böse mit mir gemeint, so hat es mein Gott gut mit mir gemeint. ‚Was ich thue, weißt du nicht, du wirst es aber nachmals erfahren!' Ja, ich habs erfahren! Sehe ichs nicht Tag für Tag vor Augen, was eine Ehe ist mit einer Regine? Ob sie wohl auch nun einsieht, was eine Ehe ist mit einem Hans Jung? Arme Regine, nicht einmal der Treue deines Mannes bist du gewiß und was kann einem Weibe Schmerzlicheres widerfahren? Doch laß fahren dahin! Bald ist die Nacht um, und dann werden auch wieder hellere Bilder in mir aufgehen! Nacht und Einsamkeit sind zwei schlimme Gesellen; was der eine nicht weiß von Herzeleid und trüben Gedanken, das hat der andere im Vorrat."

„So, alter Träumer, jetzt bist du endlich daheim, und da liegt dein Haus wachend unter den andern schlafenden Menschenwohnungen. Mein getreuer Anton hat das Licht nicht ausgehen lassen und da ist ja auch mein Spitz noch wach! Das Licht bewegt sich nach der Thüre! — Guten Morgen, Anton, du treuer Wächter! Da bin ich, es ist spät oder früh, wie man will. Nun gehe heim und ruhe dich aus, und hab' Dank für deine treue Wacht!"

Schlaftrunken und erstaunt sah der Bursche ins Angesicht des Wasserklas; so viel Worte hatte er lange

nicht gemacht. Hatte er einen Schluck über den Durst genommen? Das aber that der Wasserklas nie. Oder war ihm etwas Angenehmes begegnet? Was sollte das aber sein! Den Wasserklas schien nicht viel zu betrüben, aber auch nicht viel zu erfreuen. Gott allein wußte es, was dem alten Manne die Zunge gelöst hatte, es war die Erinnerung an eine schöne, reine Jugend und an die treue Führung seines Gottes durch den Lebenskampf zum Sieg über sich und die Welt.

6.

Die Disteln und die Dornen, die stechen gar zu sehr,
Die bösen, bösen Zungen, die stechen noch viel mehr.

Was gilt auf dem Dorfe als Wahrheit? — Was die Leute sagen! Was gilt in der Stadt als Wahrheit? — Was die Welt sagt! Wer sind die Leute, wer ist die Welt? Das trotzige Menschenherz und das böse Menschenmaul. Sagte ich, das schwache Menschenherz und der eitle Menschenmund, so hätt' ich der Sau ein gülden Halsband angehängt; das darf nicht sein, wissen soll vielmehr und es täglich erfahren der selbstgefällige Mensch, was das Wort von oben sagt: Alle Menschen sind Lügner. Hab die Wahrheit lieb, mühe dich um die Wahrheit, handle nach der Wahrheit, laß dich kreuzigen um der Wahrheit willen: die Lüge versteht deine Wahrheit nicht, sie glaubt nicht an deine Wahrheit, ja sie verfolgt dich um deiner Wahrheit willen. Mit dem Feldgeschrei: „Die Leut' sagens, die ganze Welt sagts," gehts über deinen guten Namen her, du magst dich stellen, wie du willst. Gekränkter Ehrgeiz und unbefriedigte Habsucht bei den Männern, Eitelkeit und Schadenfreude bei den Weibern sind die bösen Wasser, die das Mühlrad der Zunge in Bewegung setzen, und was es

klein mahlt, das ist Menschenfriede, Menschenglück, Menschenglaube an sein eigenes Geschlecht. Denn sonst frißt in der Natur ein Tier das andere auf und macht dabei das Recht des Stärkeren geltend, und schneidet dazu sein fürchterlichstes Gesicht; unter den Menschen sind aber die schwächsten die gefährlichsten und die freundlichsten die böseſten; und die Mausmutter, die ihrem Kinde Weltweisheit beibringen wollte, sagte mit Recht: „Geh nur den Schleichern aus dem Wege, die Polterer thun dir kein Leid."

Und gegen alles Getier, auf dem Lande, unter dem Himmel, im Meer und in allen Tiefen, hast du eine Waffe, du kannst alles bändigen und einfangen und zähmen, aber die Bestie, die man Maul nennt, die kannst du nicht fangen und bändigen, denn die ist nicht mit den Händen zu greifen, nicht mit dem Schwert zu durchhauen, nicht mit Ketten zu binden, die ist wie ein Gift- und Pesthauch einer menschenwürgenden Krankheit. Sie umgiebt dich rings als Todesluft, sie hängt sich in die Fasern deiner Kleider, sie dringt in die Poren deiner Haut, du atmest sie ein mit jedem Lebenszuge, du ißt sie in deinem täglichen Brote, du trinkst sie in jedem Schluck Wasser; wie kannst du dich da wehren, bewahren, absperren, verbergen? So stehst du gerade dem Gifthauch des Menschenmauls gegenüber, und glaubst du es geschlagen, überführt, überredet, besänftigt, verachtet und zu nichte gemacht zu haben, es ist nicht zu besiegen und zu überwinden, es hat die Lüge zum Waffenträger und den Teufel zum Kriegsherrn, da ist alles umsonst. Nur zwei Ratschläge helfen wider die brennende Wunde, Verleumdung leiden zu müssen; den einen giebt Paulus, der durch böse und gute Gerüchte gegangen, in dem Wort: „Mein Trost ist der, daß ich ein gutes Gewissen habe und befleißige mich, reinen Wandel zu führen bei allen;" und den zweiten giebt das Sprichwort: „Schweig', leid', vertrag', dein Unglück niemand klag';" laß, wenns

weh thut, die Leute reden und die Hunde bellen, die Welt glaubt doch nicht, bis ihr das Wasser ins Maul rinnt; die Welt ist des Teufels Braut, drum hüt' dich, sei witzig, die Welt ist spitzig.

Halt! ruft hier der freundliche Leser dazwischen, muß denn jeder, der auf die Leute lügt, notwendig ein Boshaftiger sein, kann er nicht auch ein Schwacher, ein Unüberlegter, ein Teilnehmender sein? Nun, allen Respekt vor der menschlichen Schwachheit, aber wenn sie Menschenherzen betrübt, wo bleibt dann die Liebe? Abgesehen von der Unüberlegtheit, aber wenn sie Menschenglück zerstört, wer hat dann für sie eine Entschuldigung? Und die Teilnahme an Menschenweh und Menschenwohl, daß sich die Engel im Himmel ihrer freuen; wenn sie sich aber ungebärdig stellt, Krokodilsthränen vergießt und bittere Kummerthränen erpreßt, was ist sie anders als das Feuer, das einen ganzen Wald anzündet, eine Welt voll Ungerechtigkeit, mit andern Worten, das böse Maul? O, ihr sogenannten Teilnehmenden, ihr Jammerbasen, ihr thränenreichen Mitleidsschwestern, ihr seid oft um kein Haar besser, als die offenbaren Verleumder; werden diese gezüchtigt, so gebärden sie sich als Ritter für Gottes Ehre wider alles Schlechte, züchtigt man euch, so versteckt ihr euch hinter die Trauerweide der Teilnahme, wie der Fuchs, der auf den Hühnerfang ausgeht und den das Nahen von Jäger und Hunden zur scheinbaren Harmlosigkeit zwingt. Wer euch kennt, der kennt eure Fuchsnatur. Schadenfreude, selbst über das Leid der Freunde, geheime Liebhaberei am Skandal, Selbstgerechtigkeit den Schwächen anderer gegenüber ist eure gerühmte Teilnahme. Die rechte Teilnahme ist Liebe, und die deckt der Sünden Menge, ist Trauer über fremde Verirrung, und die freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, ist Hilfe in der Not, und die redet und handelt zum Besten. Die rechte Teilnahme an Menschenwohl und Wehe vergleich' ich der Kette, die jenes deutsche

Volk bildete, das auf die Geburt seines künftigen Fürsten wartete, und von der Stadt aus, die keine Minute der frohen Botschaft entbehren wollte, bis aufs Schloß, wo der Ersehnte erscheinen sollte, eine Menschenreihe bildete, Hand in Hand, um so gleichsam den magnetischen Strom teilnehmender Herzen im Nu in Bewegung zu setzen. Solche Teilnahme ist mehr wert, als Kanonendonner, Raketenknattern und Telegraphenwunder.

Die rechte Teilnahme ist wie die Kette der Löschenden bei einem Brande, um, wenn es gälte, eines armen Mannes Haus zu retten. Da stehen Menschen jedes Standes, der Graf neben dem Taglöhner, in einer langen Reihe, und die Eimer gehen von Hand zu Hand, oft die Löschenden bis auf die Haut nässend, bis sie halb gefüllt zum Brand gelangen, der gelöscht werden soll.

Die rechte Teilnahme vergleich' ich dem freudigen Gewimmel der Schiffer, die rettend und hilfebringend einem Schiffe zusteuern, das den Hafen nicht mehr erreichen kann und zu sinken droht. Kaum ertönen die Notschüsse, da wimmelt es von Kähnen und Barken, und im Nu ist die Mannschaft gerettet, und doch sind die Geretteten keine Christen, es sind Türken. Warum seid ihr hier so groß und edel, ihr Menschen, wenn es gilt, das leibliche Leben zu retten, und warum seid ihr so klein und so unedel, wenn es sich um die Ehre eurer Brüder und Schwestern handelt? Ist sie nicht mehr als das Leben?

Das mußt' ich bedenken und zu bedenken geben, ehe ich in unserer Erzählung fortfahren konnte, denn dem Erzähler geht es wie manchem Hitzkopf, er muß sich erst einmal Luft machen, dann wird er wieder sanft. Nun, ists nichts anders, so mag es hingehen; er gehört wenigstens nicht zu den Schleichern.

Mit so gewaltigem Getöse der Obermüller abgefahren war, den jungen Frosch an seiner Seite, so ruhig und gemäßigt kam er zurück. Es hatte ihm der alte

Frosch begreiflich gemacht, daß man mit Poltern nicht ins Wassergericht hinein könne, daß dazu Zeit und Klugheit erforderlich sei; dann hatte er ihm eine Vorlesung über die Art und Weise dieser Klugheit gehalten, so daß der Obermüller, der sich doch sonst für sehr pfiffig hielt, die Flügel hängen ließ. Abwarten, hieß die Klugheit, und des Teufels Adjutanten ausschicken statt selbst zu gehen. „Wenn ihr redet, so seid ihr in hundert Jahren noch nicht Wasserrichter," hatte er zu ihm gesagt, „laßt andere für euch reden; wenn ihr meint, mit eurem Namen etwas auszurichten, dann seid ihr auf dem Irrwege, andere müssen den guten Namen euch machen und den ihren dabei verlieren; wenn ihr meint, mit eurem Gelde hier etwas auszurichten, dann seid ihr sehr blind; wollt ihr ja damit spekulieren, so drängt mich nicht auf meine Schuld, daß ich bei guter Laune bleibe und gebt meinem Hannadam eure Lore, dann gehts:

‚Denn wer mit Katzen ackern will,
Der spann' die Mäus' voraus,
Dann geht es alles wie der Wind,
Dann frißt die Katz die Maus.'"

Der Obermüller hatte sich hinter den Ohren gekratzt und nicht ja und nicht nein gesagt, aber unbehaglich war es ihm dabei geworden; es ging ihm überhaupt die Sache viel zu langsam. Er war gewohnt, schnell ins Rohr zu springen und Pfeifen zu schneiden. Doch kam er, wie gesagt, ruhig nach Hause und bedrohte die Seinen, daß er jedem den Hals brechen würde, der ein Wort von seinem Plan unter die Leute kommen ließe; und die Seinen schwiegen wirklich.

Nicht so die Boshaftigen, die Platzfraubasen und die Teilnehmenden. Von Wallborn aus gingen die Gerüchte über den Untermüller und sein Haus, über den Wasserklas und sein Verhältnis zur Untermühle, wie eben so viele Pesthauche über die Gegend hin und kehr-

ten, gesättigt mit böser Luft, wieder ins Dorf zurück. Da nahm sie gleichsam die Wallach auf ihre Wellen und trug sie plaudernd hinab ins Thal von einer Mühle zur andern, und so gelangten sie zu des Wasserhauptmanns Ohren, und der verfehlte nicht, sie dem gestrengen Herrn Wasserobersten zu unterbreiten. Wie nämlich der Untermüller lüstern sei nach dem Wasserrichteramt, und sei doch seit Menschengedenken unerhört, daß sich jemand um ein solch heilig Amt bemüht habe, das müsse einem zufallen unversehens. Er aber, der Untermüller, habe zu diesem und jenem gesagt, und dieser und jener ward auch genannt, er wolle sehen, wer ihm dabei zuvorkomme und wenn es ihn sein halbes Vermögen koste, so wolle er die Herren vom Wassergericht doch schmieren, daß sie gut fahren könnten, den Herrn Hauptmann Oberauer vorab. Das gäbe ihm dann eine rechte Fickmühle, sich an seinem Todfeind, dem Hans Jung, zu rächen. Und er habe einen auf seiner Seite, der könne in dieser Sache mehr, als Brot essen, der solle ihm den Wagen hübsch auf den Damm heben helfen; zwischen ihm und dem sei schon alles in Richtigkeit. Und wißt ihr auch, ihr Leute, worin die Richtigkeit besteht? Der Untermüller giebt dem Wasserklas seine Sybille, das ist schon alles in Richtigkeit; sie haben's schriftlich gemacht. Aber, ihr Leute, dem alten steifen Wasserklas das bildhübsche Mädchen und die Mühle obendrein, wenn der Eidam den Schwäher überlebt. „Was überlebt," schrieen die Männer, „sie sind fast von gleichem Alter und zudem ist die Untermühle keinen Schuß Pulver wert." „Was, bildhübsches Mädchen," spotteten die Jungfern, „die Sybille ist auch eine von den feinen und denkt: für den alten Kessel krieg ich bald einen neuen und für dem Wasserklas seine Äcker und Kapitalien lohnt sichs schon der Mühe, daß man einige Jahre ein Aug zudrückt." „Bei alledem," schrieen die Weiber dazwischen, „bleibt es immer eine Schande, daß so ein heilig Amt

verschachert wird, wie ein alter Gaul, und daß so ein heimlicher Sünder, wie der Wasserklas, seine alten dürren Finger nach einem so jungen Ding, wie die Sybille, ausstreckt. Aber da muß man die Männer kennen, wie sie Unsereins kennt." Und dabei wischte sich die Unsereine etliche Thränen schwerer Erinnerung aus den Augen, und neben ihr stand die Nachbarin und half mitschelten und mitweinen, und bei sich selbst dachte sie: „Also so stehts mit dir, du Heuchlerin, also daher dein Hausstreit; es ist gut, daß ichs weiß, wo dich der Schuh drückt; dein Mann geht neben hinaus und das hast du für dich verschluckt; aber warte nur, du Wetterhexe, ich mache dich noch kleiner als den Wasserklas und die Sybille!"

Und so ging über den Berg der bösen Zunge herab die Lawine der Verleumdung. Was sie im Wege fand, das nahm sie mit, was ihr in den Weg geworfen wurde, und das war vielerlei, was gar nichts mit dem Wassergericht zu thun hatte, das ballte sie zusammen und es ward ein wirrer Knäuel von Lüge, Verleumdung, Schmutz und Ekel des Lebens, daß es, wie die Schwänze am Rattenkönig, kein Mensch scheiden und entwirren konnte.

Als den Graubärten, den Wasserrichtern, sich diese Lawine entgegenwälzte, da staunten sie männiglich, denn daß von ihren Dienstgeheimnissen so geredet wurde, das war ihnen fremd. Und als man ihnen von der Frechheit des Untermüllers sagte, da schüttelten sie den Kopf und meinten, den Mann hätten sie bis dahin von einer ganz andern Seite gekannt, das könne gar nicht sein.

„Nicht sein?" keifte die zahnlose Ehehälfte des Christoph März von der Jakobsmühle, „nicht sein, Hochmut kommt vor dem Fall und daß der Velten Weber ein Ausbund von Hochmut ist, und sein Weibszeug wie die aufgeblasenen Kröten, das weiß ich und ich wills ihnen nächstens unter die Nase reiben. Der und Wasserrichter, die und Wasserrichterin, das," damit

meinte sie die Sybille, „eines Wasserrichters Tochter, prosit die Mahlzeit, daraus wird nichts; dafür sind wir auch noch da!“

„Wer ist noch dafür da?“ brummte der Christoph März, „seit wann hängen denn die Weiber ihre Zungen ins Wassergericht. Schuster bleib bei deinem Leisten, ‚drei Weiber, drei Gänse, drei Frösche machen einen Jahrmarkt.‘ Damit Punktum!“ Das Punktum erkannte des Christoph Märzens Eheweib insofern an, daß sie brummend zur Thüre hinausging und in der Küche maulte: „Warte nur, Alter, ich will dir die drei Gänse heute schon zu Mittag auf den Tisch bringen und zu Abend die drei Frösche. Und der Velten Weber wird doch nicht Wasserrichter, damit Punktum; lieber der Obermüller!“ Des Christoph März Ehehälfte wußte, warum sie so that. Ihr Jüngster war dann und wann der Sybille zu Gefallen gegangen und hatte wahrscheinlich keine Ermunterung bekommen, und so etwas vergiebt sich schwer, namentlich wenn es sich um einen Jüngsten handelt.

„Der Wasserklas soll ein Schwätzer geworden sein?“ sagte der Peter Dörr von der Kunkelsmühle zu seiner Base Rickel, einer überreifen Jungfer, die ihm das Haus regierte, „der und ein Schwätzer und Plätzer? Und wie soll er gesagt haben? Und wenn der Kunkelsmüller zehnmal Senior von den Wasserrichtern ist, und zehnmal ein Vetter von dem Obermüller, so sollte doch der Untermüller seinen Willen haben? O alter Wasserklas, schützt dich auch Alter vor Thorheit nicht? Gehst den Weibern noch ins Garn in deinen alten Tagen! Brunst, Blut und Weibertücke gehen über alle Stücke.“ Die Rickel lächelte in sich hinein, denn es kam ihr gar komisch vor, daß der alte Dörr sich wie ein Fisch im Wasser gebärdete und zappelte doch seit Jahren in ihrem Garn.

Die Rickel hätte gerne statt des alten Vetters den

Wasserklas in ihrem Garn zappeln sehen, und hatte ihm seit Jahren den Tisch wohl gedeckt, wenn er ab- und zuging, aber der Klas war ein so hartgesottener Junggeselle, wie einer, und darum mußte er Spießruten laufen; warum verschmähte er auch die Rickel, die ihn hoch hielt und warf sein Aug auf ein so junges Ding, das hinter den Ohren nicht trocken war? „Aber so sind sie, die Männer," seufzte die Rickel, „ich hab's erfahren!"

„Was? was?" polterte der Adam Mäuser von der Neumühle heraus, „der Velten Weber meint, er müßte mit seinen Eseln ins Wassergericht einreiten? Ei, so soll mich ja doch lieber dieser und jener holen; ei, so will ich dir ja eine Brille auf die Nase setzen, du verfluchter Hochmutsnarr von einem Untermüller, daß du den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen sollst. Ei, so sollen doch lieber alle Fische in der Wallach zu Häringen werden, als daß ich ein Maul für dich aufthue! Warte nur, Eselsmüller, ich thue dir einen Possen und mache dir deinen Neider, den Hans Jung, zum Wasserrichter, dann hast du die Brühe samt den Brocken auszuessen!" So schrie der Adam Mäuser und ward dabei blau im Angesicht und schlug mit den Fäusten auf seine Mehlsäcke, daß sie stäubten; und doch war der Neumüller der gutmütigste unter den Wasserrichtern, und dem Velten Weber wirklich zugethan. Aber die Zwischenträger hatten ihm etwas ins Ohr geflüstert, was der Untermüller gegen ihn nnd über ihn hatte verlauten lassen, so etwas von vielem Moltern und verlorener Kundschaft, und da schlug das Feuer des Zorns ohne Rückhalt zum Dach hinaus.

So waren denn glücklich die vier Wasserrichter hinterstellig gemacht und das ohne sonderliche Mühe, und der Obermüller ging umher, als könne er kein Wässerlein trüben. Der Mann war ganz sanft geworden, redete freundlich mit jedermann, bot dem Wasserklas laut und vernehmlich die Zeit, was er sonst ge-

wöhnlich unterließ, schalt die Kinder nicht, die im Wasser um die Mühle her plätscherten und kleine Fische fingen, scherzte von Zeit zu Zeit sogar mit seiner Lore und neckte sie zu ihrem Entsetzen mit dem Hannadam von der Froschmühle, hieß sie Froschmüllerin, und fragte sogar, wie es der Base gehe, ob sie ihre rechte Lebsucht habe und auch manchmal etwas Gutes.

In dieser Stimmung befanden sich freilich der Untermüller und der Wasserklas nicht. Spät und erst nach und nach merkten sie, welche Gerüchte über sie im Schwange waren, der Wasserklas fast früher, als der Untermüller, denn klug war der Mann, klüger, als die Leute um ihn her meinten, und hinter seiner Schweigsamkeit verbarg er einen Scharfblick in der Menschen Sinn und Thun, der ihn würde gefährlich gemacht haben, wenn er eben nicht der Wasserklas gewesen wäre. Aber der war und blieb er, dem Unwetter gegenüber, das sich von allen Seiten über ihm zusammenzog und ihn in den Augen der Welt zu vernichten drohte. Selbst als der Untermüller das Unglaubliche begreifen mußte, daß man an ihm und den Seinen kein gutes Haar gelassen, daß selbst seine sogenannten Freunde unter Achselzucken die Beteuerung seiner Unschuld anhörten, daß ein Mahlkunde nach dem andern sich von ihm zurückzog und dem Obermüller sich zuwandte; als die Groben das verunehrte Haus noch mehr beschmutzten, und die Feinen anfingen, in erheuchelter Teilnahme die Augen zu verdrehen; als Kummer, schwerer Kummer, in die Untermühle einzog und die Thränen das Wasser zum täglichen Brot waren; — auch selbst da schwieg der Wasserklas und wich allen Erklärungen aus, nahm selbst die Bitterkeiten der gereizten Müllersleute hin und that, als wenn seine Ruhe auch nicht einen Augenblick gestört worden sei.

Das begreife, wer da kann, sagten die Leute; entweder ist der Mann ein Heiliger, oder er hat eine Natur

wie ein Frosch. -- „Aber ich will dem Ding schon auf den Grund kommen," sagte die Ulrichin zu ihrem Anton; „mir soll er Antwort geben, denn ich bin die Wittib seines besten Freundes und ich schäme mich, die Base eines Menschen zu heißen, der sich zu Stücken verhacken läßt und thut das Maul nicht auf." Und die Ulrichin that selber das Maul sehr weit auf und überschüttete den Wasserklas mit einer solchen Flut von Vorwürfen, daß sein runzelvolles Gesicht sich noch mehr zusammenzog und man es ihm ansah, daß er Mühe hatte, sich zu beherrschen. Aber es gelang ihm und er sagte ruhig: „Base Elisabeth, eure Meinung ist recht gut, aber habt ihr jemals erlebt, daß wenn die Wetterwolken vom Entenweiher herabzogen und drängten sich zusammen ins Thal und schütteten da ihre Schläuche aus, und es war in der Heuernte und der Grund war voll ängstlicher, verzweifelter Menschen, und die Bäche wuchsen einem unter den Füßen und nahmen unter dem Rechen das Heu mit und entführten es in die Wallach; daß dann einer unter den Hunderten von Heumachern war, der sein Eigentum mit der Hand hätte bedecken und den Wolken über sich gebieten können: Hört auf, ihr Wasserschläuche und Gießkannen da oben? Nein, es war keiner unter ihnen, sie schlichen triefend und weinend heim, mitunter auch fluchend, aber ungeschehen konnte keiner den Schaden machen, er kam von oben. Wenn ich nun auch glaube, daß das Wetter, das mich und den Untermüller trifft, von oben kommt, was wundert ihr euch darüber? Meint ihr denn, ich hätte eine Haut wie der Behemoth im Buche Hiob, durch die kein Spieß ginge, oder ein Herz wie ein Wassersalamander? Ich kenne meine Feinde besser als ihr alle und durchschaue ihre List bis auf den Grund; aber gerade darum will ich dem Übel nicht widerstreben. Gott züchtigt mich durch ihre Sünden, bis seine Zeit kommt und die Sonne nach dem Regen kommt. Hier heißts: ‚Duck dich, laß

vorüber gahn, das Wetter will seinen Willen han'; aber Wetterschaden macht keine Teuerung; wer warten kann, hat viel gethan; wer da fällt, über den läuft alle Welt."

7.

„Valet will ich dir geben,
Du arge, falsche Welt."

„Also unser Teig wäre angerührt, Vetter Frosch," sagte der Obermüller zu seinem Kollegen, „das verteufelte Weibsbild, die Schwarzlise, hat den Sauerteig hineingethan und nun mag das Zeug gehen, daß es eine Art hat. Jetzt ist der Winter nahe, da stellen wir den Backtrog hübsch neben den warmen Ofen, und wann's Zeit ist, dann heben wir die Laibe heraus, einen nach dem andern, und backen sie." Der Froschmüller lachte behaglich und sagte: „Vetter, ihr seit ein kluger Kauz und der beste Bäcker auf weit und breit, wie ihr denn auch der reichste Müller seid; aber vergeßt nicht, daß ich verteufelt gern Kratzkuchen esse mit Kümmel und Salz darauf, und mein Hannadam nicht minder, und dem Jungen ist namentlich seitdem der Appetit nach eurer Lore so gewachsen, daß es Zeit wäre, ihr gäbt ihm den Kratzkuchen aus dem vollen Teig heraus und wartet nicht, bis die Laibe alle ausgehoben sind."

„Ein Blitzkerl, euer Hannadam," sagte lachend der Obermüller, „meinetwegen, er mag sein Glück bei der Dirne versuchen; will sie ihn, so kann er sie haben; aber es muß alles hübsch beim Wort bleiben; kein Geld, keine Schweizer, erst Wasserrichter, dann Brautgabe; aber kein Heller mehr, als bedungen; ein Narr, der sich früher auszieht, als er sich legen will. Verstanden, Vetter Frosch?"

„Alles recht gut, Vetter Jung; aber wenn nur das

Mädchen wollte! Da liegt der Hund begraben; mein Hannadam sagt, sie wäre wie eine wilde Katze, wenn man ihr in die Nähe käme, kratzte und bisse sie wie besessen um sich und schicke ihn mit einem solchen Hagel von unlieblichen Wörtern heim, daß er lieber ins Kammrad greifen wolle, als nach dem Wettermädchen!"

„Kein Wunder!" schrie der Obermüller und hielt sich den Leib vor Lachen, „kein Wunder; muß denn euer Büffel von einem Buben auch mit den Händen anfangen zu freien, kann er denn nicht erst schöne Worte geben und zärtliche Augen? Nein, ihr Frösche, ihr seid doch wirklich die kostbarsten Kreaturen, die unser Herrgott hervorgebracht. Will der Bube schön thun und greift es so an!"

„Vetter Jung," sagte der Froschmüller halb gekränkt, „Jeder thut nach seiner Weise; dem Einen glückts nur besser, als dem andern. Zum Freien gehört eben mehr als ein Paar Schuhe. Und der Teufel studier ein Weibsbild aus! Die Eine will mit Handschuhen und die Andere mit Zangen angepackt sein; aber ohne Packen hab ich meine Alte auch nicht bekommen; die war auch gerade wie eine Pfingstkuh auf der ersten Weide. Aber das ists nicht, was eure Lore so widerspenstig macht, ich weiß es besser, das Käutzchen hat es meinem Hannadam gesagt. Die Lise sollte ihm ein Pülverchen geben, das wollte er der Lore in die Suppe werfen, ohne daß sie es merke; aber die lachte ihn aus und sagte: da brauchts Pulver und Tropfen; sei er selber kein Tropf und thu er seine Klotzaugen auf. Da oben auf dem Berge, da wohnt Einer, der hats der Lore angethan; der sieht den ganzen Tag hinab auf sie und sie zu ihm hinauf, der hat das Prä und ist schmuck und freundlich. Dem paßt auf und haut ihn durch, daß ihm das Gucken vergeht; der gefällt der Lore, nicht euer Nachlaufen und Hantieren, das ist hier zu Land nicht Mode."

Auf dieses Wort schnellte der Obermüller empor, als wenn er auf einem Pulverfaß säße; die Zornader auf seiner Stirne schwoll drohend an, er schnaufte wie ein angeschossener Eber, und mit geballter Faust stürzte er nach der Thüre, wahrscheinlich um seine Wut an seinem Kinde zu kühlen. Einen solchen Zornesausbruch hatte der Froschmüller nicht erwartet; es wurde ihm um die Folgen bange und er fiel seinem Kollegen förmlich in die Fäuste, ließ sich von dem Zornesblinden fortstoßen, aus einer Ecke in die andere werfen; aber er klammerte sich mit der ganzen Wucht seines Leibes so an ihn an, daß er ihn zum Stehen brachte. „Seid ihr toll, Meister Jung," rief er keuchend, „wollt Wasserrichter werden und habt euch so wenig in eurer Gewalt! Ist das Lebensart und Klugheit? So hört doch, ihr wilder Mensch, wer weiß denn, ob das Weibergeschwätz wahr ist, und wäre es wahr, bleibt ihr denn nicht Herr in eurem Hause, morgen so gut, als heute, und könnt so ein Liebesgespinnst zerreißen wie eine Spinnenwebe!"

„Auch das noch!" stöhnte der Obermüller. „Ein Bettelbube wirft das Aug auf meine Lore, und ich soll mein Schweiß und Blut kommen sehen an des Weber Ulrichs Brut! O, haltet mich nicht, Vetter Frosch, laßt mich wenigstens hinaus, daß ich den Buben da oben in seinem Strohnest bläue nach Herzenslust, und dann ruft euren Büffel von einem Jungen herbei, er soll die Lore haben, dreimal, zehnmal soll er sie haben, und das heute noch, und sie soll ihn nehmen und wenn er vor ihr steht wie ein Melkstuhl und zur Freite geht wie ein Affe."

„Meister Jung," sagte der Froschmüller, „ihr habt ein bös Wasser über euer Mühlrad laufen, und die Art der Rede, wie ihr von mir und meinem Hannadam sprecht, gefällt mir je länger, je weniger. Denkt von uns, was ihr wollt, aber meint nicht, daß die Paar

hundert Gulden, die ihr mir geliehen, mich zu eurem Hunde machen könnten. Ich bin und bleibe der Froschmüller und dazu Wasserrichter, ob ihr mit mir, oder über mich lacht. Ersteres wäre mir lieber und euch besser; und was meinen Hannadam betrifft, so irrt ihr euch verflucht, wenn ihr meint, einen Hampel in ihm zu sehen; der stellt sich dümmer als er ist, und ihr habt unter euren Buben keinen, der es ihm an Pfiffigkeit gleich thut. Wollt ihr ehrliche Freundschaft, so sollt ihr sie haben, wollt ihr Kameradschaft, mir auch recht; aber das wäre ein schlechter Handel, wo nur Einer gewinnen sollte. Legt euer Gesicht in andere Falten und setzt euch, was stiert ihr hinaus in den Nebel, hört mir vielmehr zu, ich habe euch noch manchen Wink zu geben, wenn ihr wollt Wasserrichter werden. An dem Herrn Hauptmann standen wir, wie mich dünkt. Ein Jeder will mit seinem eignen Futter gefangen sein."

Der Obermüller war in einer peinlichen Stimmung; das Thun und Reden des Froschmüllers gefiel ihm schon lange nicht. Er hatte nach seinem störrigen, boshaften und spöttischen Sinn sich eine Art Menschenbehandlung und Menschenmißhandluug zurecht gemacht, die wollte bei dem Froschmüller nicht fangen. Der war ihm zu mutvoll und zu frech, und mit grenzenlosem Widerwillen sah er auf den Vater und noch mehr auf den Sohn, und den Hannadam hätte er lieber mit einem Fußtritt zur Mühle hinausgetrieben, als daß er ihm seine Lore gegeben hätte. Aber er hatte sie ja auch noch nicht, und sich schriftlich zu binden, dazu verstand er sich nicht. Es gab Zeiten, wo er den ganzen Handel mit dem Froschmüller verwünschte, und eben, wo er in den Nebel hinaussah, während der Froschmüller hinter ihm maulte und mit unerschütterlichem Mut sein Glas trank, da wollte er sich rasch umdrehen und mit einem trotzigen Wort allen Handel mit dem Frosch über den Haufen werfen, und schon glühte ihm sein Herz vor Bosheit

und Lust am Kampfe; — da fiel sein Blick auf die Untermühle, die gespenstig aus dem Nebel heraussah, und die vermeintliche Klugheit überwog den Zorn. Dort stand seines Feindes Haus, dort wohnte er mit seinem Weibe und seiner Tochter, wenn auch arm, doch in Frieden. Und dieses Haus sollte fallen, sollte von dem Boden verschwinden, diese verhaßten Menschen da drinnen sollten als Bettler umhergehen und an seine Thüre kommen und Almosen fordern. O, welche Wonne, wenn er das erlebte! Und damit er es erleben könne, da mußte er erst Wasserrichter werden; dieses Amt sollte ihm den Weg bahnen; die Ehre, die seinem Feinde zugedacht war, mußte er haben; o Wonne über Wonne! Und mit dem hellsten Gesichte, über das er in diesem Augenblicke gebieten konnte, drehte er sich herum und sagte: „Wie war das mit dem Wasserhauptmann, Vetter Frosch, sagt es mir noch einmal, ich bin heute von schwerem Begriff."

Der Froschmüller war von der Frage seines Kollegen sichtlich überrascht, er sah ihn verwundert an; denn zwischen seinem letzten Worte und der Frage des Obermüllers lag eine große Strecke. Er hatte etwas ganz anderes erwartet, denn es war ihm nicht entgangen, wie es in der Brust des heftigen Mannes gärte und arbeitete. Aber wer die Menschennatur kennt, der sucht die von Hochmut und Ehrgeiz gespornten nicht bloß unter den Großen und unter denen, die Länder erobern und ihre Wut im Blute des vermeintlichen Beleidigers kühlen; nein, wer jemals im kleinsten Dorfe einen Schultheiß hat wählen sehen, wer einen Bauer hat eine Erbschaft thun sehen, wer eine Köchin hat ein Stück vom großen Los gewinnen sehen; oder wer gesehen hat, wie ein Bube durch den Tod eines harten und haushälterischen Vaters auf einmal zum Herrn und zum Gebieter über Haus und Hof, über Knechte und Mägde, über arme Schuldner und Proletarier ward; — der

versteht es, warum dem Obermüller durch den Nebel seiner schweren Zornesgedanken blutrot und sturmverkündend ein Licht aufging und ihn rasch zu der Frage trieb: „Wie ist es mit dem Wasserhauptmann, wie meint ihr, daß ihm beizukommen wäre?“

„Ja, der Herr Wasserhauptmann Oberauer,“ sagte der Froschmüller, und lächelte in sich hinein, „der ist unter den Narren der Hauptnarr. Denn es giebt auf Gottes Erdboden mehr Narren, als Pfundbrötlein und sie wachsen unbegossen; es giebt Weibernarren und Hundsnarren und Vögelnarren und Blumennarren, aber nur einen Wassernarren und das ist der Herr Oberauer. Der Wasserklas ist nur ein Stümper gegen ihn, denn der fährt nur mit seiner Meßstange im Wasser umher, als sei er unsers Herrgotts Wasserkontrolleur; aber der Herr Oberauer liebäugelt mit dem Wasser wie ein Verliebter mit seinem Schatz, und versucht alle Brunnen, als wäre Wein darinnen, und schmatzt mit der Zunge dabei, und dann kocht er Wasser und versucht es wieder, und ich habe mehr als einmal gesehen, daß er an den Brunnen gerochen und das Wasser mit dem Maul aus den Quellen gesogen hat wie ein Hund; und dabei sieht und hört er nichts, fragt auch nicht, ob seine Kniehosen voll Schlamm und Schmutz geworden, sondern er reckt den Kopf empor nach dem Himmel wie ein Huhn, das getrunken hat, und thut, als denke er über das Wunder nach, das in so einem Brunnen steckt. Und was läßt er sich die Narrheit kosten! Schickt nur die Narren zu Markt, dann lösen die Krämer Geld! Für dem Herrn Oberauer sein Steckenpferd kann einer einen arabischen Hengst halten. Da gehen sie bei ihm ein und aus, die Blaupfeifer und Wasserbeschauer, tragen aus allen Pfützen und Erdlöchern das Gesöff für Unken und Kröten zusammen, begucken, beriechen und belecken es zusammen, kochen es in des Herrn Hauptmanns Wasserküche und glauben Wunder, was sie entdeckt hätten, wenn das

eine Wasser stinkt wie Käse und das zweite wie Häring und das dritte wie faule Eier. Und während der Herr Oberauer den Kopf zum Himmel richtet und über den Wassergeist nachdenkt, stehlen ihm die Betrüger, was ihnen unter die Hände kommt, oder trinken seinen guten Wein. Darum, Vetter Jung, merkts euch: „Wollt ihr einen Narren fahen, müßt ihr als Gesell euch ihm nahen!“ Habt ihr hier herum so einen Brunnen, der etwas Absonderliches an sich hat, und etwa aussieht wie Milch, oder wie Lauge, und dem sie irgend einen verflixten Namen geben, etwa Krätzbrunnen, oder Windbrunnen?“

„Dazu mag Rat werden“, lachte der Obermüller, „drunten hinter der Eselsmühle liegt einer, der hat ein Wasser wie Molke und die Weiber erzählen den Kindern, daraus holten die Gänse von Tripstrill die Haarbeutel.“

„Richtig,“ rief der Froschmüller, „das ist der rechte und hat er noch nicht Geschmacks genug nach faulen Eiern oder Mistjauche, dann mag das Käutzchen, die Lise, noch etwas von ihrem Stinkkram hineinthun und ich sage euch, der Herr Hauptmann säuft euch die Brühe, als wäre sie Burgunder. Habt ihr nun eine Flasche gefüllt und hübsch verspundet, dann tragt ihr sie zu dem Wasserversucher, schlagt dabei fein die Augen nieder, daß euch kein Lachen kommt, sprecht hübsch zart, wie ihr das liebe Wasser so gern hättet und was für ein Geist und Duft darin stecke, murmelt auch so etwas in euch hinein, das etwa lautet: ‚Und der Geist Gottes schwebte über dem Wasser‘, und ihr habt den Wassernarren mit Leib und Seele zu eurem Freunde gemacht. So bin ich Wasserrichter geworden und so könnt ihr es auch werden. Ach, wüßte nur Dieser und Jener, was ich von dem Wasser halte! Das ist das verteufeltste, miserabelste Zeug, das auf Gottes Erdboden schwimmt. Bald zu viel, bald zu wenig, heut die Froschbach voll, daß

man zu ersaufen fürchtet und morgen so wenig, daß die Fische nach Leben schnappen. Ich hab eine Wut gegen das Zeug, daß ich das ganze Jahr keinen Tropfen trinke und wenn ich verdurste. Krötengesöff ist es, sonst nichts, ich gehe an keinem Wasser vorbei, ich speie hinein, denn bei mir gilt: ‚Wenn ich gutes Wasser habe, so laß ich das Bier stehen und trinke Wein.' Punktum, Herr Kollege, wollt ihr ein rechter Wasserrichter werden, so fangt auch den Wasserhauptmann mit Wasser!"

Und der Herr Wasserhauptmann Oberauer ward von dem Obermüller gefangen. Warum nicht? die Kinder dieser Welt sind klüger, denn die Kinder des Lichtes; und der Herr Oberauer hatte eben nur in den Dingen dieser Welt einen Kinderverstand, und wer sein Steckenpferd mit ihm ritt, dem that er sein Herz auf. Freilich war in diesem Herzen nicht bloß Wasser, sondern daneben der Geist Gottes, der über dem Wasser schwebte, und eine herzliche Liebe zu dem, der Brunnen quellen lässet aus der Tiefe; und wie ein recht frischer Lebensbrunnen quoll die Liebe zu den Menschen aus dem Herzen des Wasserhauptmanns und er spendete dieses Wasser in reicher Fülle den Durstenden. Es war der Herr Oberauer einer jener Männer, die unsere Zeit nicht mehr hat, die ihre Wissenschaft, und wär es auch nur die Brunnenkunst, auf das Wort Gottes bauten und sich aus den verborgenen Tiefen desselben das Glas holten, dadurch sie in die geheimnisvolle Werkstätte der Natur schauten. Aus der Quelle Murmeln sprach ihr Gott zu ihnen, aus der Wasserquelle schöpften sie die Erkenntnis ihres Heilands, der sich das Wasser des Lebens nennt, und den Geist von oben suchten sie nicht bloß in den Höhen, sondern auch in den Tiefen, in der Quellen Kraft und Stärkung. Ihnen lebte auch die ganze Natur, aber nicht wie den Klüglingen dieser Zeit durch sich, sondern durch Den, der alle Dinge trägt mit Seinem lebendigen Worte.

Daß indessen ein solcher Mann unerfahren in dem Getriebe der Welt und ohne alle Menschenkenntnis war und blieb, das leuchtet ein und das bestätigt unsere Erzählung. Wie der Frühling sich nahte, wie Philippi Jakobi kam, von wo an das Wassergericht in seine Jahresthätigkeit wieder eintrat, da beschied der Wasseroberste, Herr Kurt von Friedhofen, die Richter samt dem Hauptmann auf sein Schloß zu Neuhagen, um an die Stelle des mit Tod abgegangenen David Enders von der Gallusmühle einen neuen Richter zu wählen. Dort saßen sie denn zusammen in der Wassergerichtsstube, auf sehr großen alten Stühlen vor einem schweren, eichenen Tische, der Herr Oberst oben an, ihm zur rechten Seite mit aufgerichtetem Kopfe der Hauptmann und zur Linken der älteste Wasserrichter, Herr Adam Mäuser von der Neumühle. Unten an, die Wassergerichtsordnung des heiligen römischen Reichs und das Wassergerichtsprotokoll vor sich, saß der Schreiber des Gerichts, Herr Daniel Fettmilch, hoch aufgerichtet stand an der Thüre der Wassergerichtsbote Nikolaus Brenner. Er durfte nicht sitzen, sondern hörte stehend die Verhandlungen mit an, einmal als Diener und unterstes Glied des Wassergerichts, und wahrscheinlich damit er sogleich bereit sei, die erhaltenen Befehle zu vollziehen.

Nachdem sich der Wasserhauptmann gegen den gnädigen Herrn Wasserobersten dreimal verneigt, hub er also an, das Gericht zu hegen: „Von wegen allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten und unüberwindlichsten, itztregierenden Kaisers, unsers allergnädigsten Fürsten und Herrn, und auch von wegen des gestrengen, edlen und festen Kurten von Friedhofen, meines gnädigen Herrn Junkern, als hochgedachter kaiserlicher Majestät und des heiligen römischen Reichs Erblehnträger des Wassergerichts im Wallachgau, sind wir hier erschienen als Hauptmann und Richter des Wassergerichts im Wallachgau,

um ein recht Gericht zu hegen. Nachdem unser würdiger und lieber Beisitzer und Mitrichter, der ehrbare Müllermeister David Enders von der Gallusmühle, mit Tod abgegangen, also steht es uns, den überlebenden Beisitzern und Wassergerichtsherren des hiesigen Gaues zu, ein anderes Subjectum zum Wasserrichter zu kiesen, das von vier Ahnen her ein geborner Müller, eines guten Gerüchts und in der Wasserkunst wohl erfahren ist. Demnach ergeht an das jüngste Glied des Wassergerichts das Ansinnen, einen qualificierten Mann vorzuschlagen, damit die Zahl fünf der Wasserrichter wieder voll werde."

Der jüngste Richter war Jeremias Frosch, und wen der vorschlug, kann man sich denken. Er sagte, „daß er zuerst an den Velten Weber von der Untermühle gedacht habe; aber es wolle ihn bedünken, als wenn der Ruhm des Mannes nicht fein sei, und allerlei Gerücht über ihn im Schwange ginge; einmal, daß er seinem Hause nicht wohl vorstehe; sodann, daß er seine Mühle in Verfall geraten lasse; zum dritten, daß er sich ungebührlich hervorgedrängt und das Wasserrichteramt mit allerhand unerlaubten Mitteln begehrt habe; zum vierten, daß er zänkisch und unverträglich sei, und was dergleichen Gerüchte mehr seien, die er, Meister Frosch, zwar nicht eidlich erhärten könne, auch nicht öffentlich wiederholen wolle; da es aber dem Wasserrichter zustehe, innerhalb des Gerichts seine Meinung auszusagen, ohne fürchten zu müssen, daß etwas davon draußen verlaute, so wolle er hiermit gesagt haben, daß keiner zum Wasserrichter mehr geeignet erscheine, als der Obermüller Hans Jung." Auf diese Rede entstand eine lange Stille, und als endlich der zweite Richter zu reden anhub, da meinte er anfangs auch, der Velten Weber sei ein qualificierter Mann; aber der Kollege Frosch habe die Wahrheit gesagt, es wäre unverantwortlich von einem Wasserrichter, der einen heiligen Eid gethan, daß er einen Mann vor-

schlage, der so denke und handle wie der Velten Weber, der übrigens sein guter Freund sei. So meinte es auch der dritte und der vierte, und als der Herr Hauptmann Oberauer das emporgerichtete Haupt ein wenig senkte und seine Meinung abgab, da meinte er auch, der Obermüller sei ein respektabler Mann und tüchtiger Wasserkenner, und befahl dem Schreiber, seinen Namen ins Wassergerichtsbuch einzutragen, und daß Hans Jung von der Obermühle einstimmig zum Wasserrichter gewählt sei. Dann verlas der Schreiber das Protokoll und alle Richter, der Herr Oberst an der Spitze, unterschrieben es.

Das alles hatte der Wasserklas, an der Thüre stehend, mit angehört, ohne eine Miene zu verziehen. Ein Wort in die Sitzung hineinzureden verbot geradezu der Respekt. Jetzt aber trat er vor, verneigte sich dreimal gegen den Herrn Obersten und sagte in seiner stillen Weise: „Gnädigster Herr! Seit vielen Jahren habe ich als Bote dem kaiserlichen Wassergericht, wie ich glaube, in Treue gedient; da nunmehr aber die Zeit gekommen ist, daß dieser Dienst mir nicht mehr gefällt, so bitte ich euer Gnaden allerunterthänigst um meinen Abschied.“

Der Oberst sah den Mann mit Erstaunen an, der Hauptmann hob den Kopf noch höher und die Wasserrichter flüsterten unter einander; man fragte ihn nach Grund und Ursache seines Wunsches, aber er wiederholte nur seine Bitte; man bat ihn dringend, das Amt zu behalten, denn es sei unerhört, daß ein Glied aus dem Wassergericht ausscheide, zumal, fügte der Herr Hauptmann in seiner Gutmütigkeit hinzu, ein so treuer Diener und so erfahrener Wasserverständiger, der dem löblichen Gericht schon die besten Dienste gethan habe; aber der Wasserklas bat einfach und wiederholt um seinen Abschied. Da mußten sich denn die Herren zu dem Ungewöhnlichen bequemen und der Schreiber schrieb unter das Protokoll: Dem Boten des löblichen Wasser-

gerichts, Nikolaus Brenner, wird hiermit der unterthänigst nachgesuchte Abschied in Gnaden erteilt."

Noch denselben Abend, ehe der Obermüller etwas von seiner Standeserhöhung erfahren hatte, ließ der Schultheiß das Glöckchen auf dem Schulhaus ziehen, damit die Nachbarn zusammenkämen. Und als sie kamen, da hieß es, der Wasserklas habe der Gemeinde etwas zu sagen. Das war auch bald gesagt. „Ihr Nachbarn," hub der Wasserklas an, „ich hab heute mein Amt als Wassergerichtsbote niedergelegt und will ein Gleiches mit den Ämtlein thun, die ihr mir übertragen habt. Zum ersten Male seit vielen Jahren stehe ich unter euch ohne meinen Wasserstab, hier liegt der Schlüssel zum Wallborn und das Feldmeßgeschirr steht bereits beim Schultheißen. Wählt euch nun einen andern Wasserwieger und Landscheider und macht ihm sein Amt leichter, wie ihr es mir gemacht habt. Euer Dank war nicht weit her und hat mir nie die Suppe geschmälzt, viel eher versälzt. Das wollt ich euch sagen, sonst nichts mehr."

Damit ging der Wasserklas zur Thüre hinaus und heim, und während er die große Flurkarte von der Wand nahm und sie um den Wasserstab rollte und im dunkelsten Winkel seines Hauses verbarg, hielten die Bauern zuerst auf der Straße und dann in den Häusern einen lauten Rat über den Abschied des Wasserklas, und der Schultheiß meinte, der alte Narr wolle nur gebeten sein, wie ein Mädchen um einen Kuß, aber da könne er lange warten, und der Obermüller schrie, das wäre ihm eben recht, nun bekomme er auch sein gut Teil Wasser auf seine Wiese und noch obendrein etwas Besseres, denn der Wasserklas sei sein Neider und ein Duckmäuser, und die Frauen und Mädchen jubelten, nun könnten sie am Wallborn treiben, was sie wollten, und die Kinder meinten, jetzt könnten sie auf dem Brückengeländer reiten nach Herzenlust und ins Wasser werfen, was ihnen beliebe, und der Untermüller dachte

bei sich selbst, aber es zu sagen, schämte er sich doch: Wer das Maul hält wie der Wasserklas, auch wenn sie Stücke aus ihm herausschneiden, und wer zum Zorn keinen Mut hat, auch wenn man ihn mit Nadeln sticht, mit dem muß es nicht sauber aussehen. Die Zeit mags lehren; ich traue ihm auch nicht mehr; lieber ein scheltender Feind, als ein schweigender Freund.

So weit hat der nun heimgegangene Verfasser seine Erzählung geschrieben, — es war ihm nicht vergönnt, sie zu vollenden. Einige noch folgende Sätze sind nicht abgedruckt worden, weil sie nur der Anfang eines neuen Kapitels waren. Die letzten Worte, überhaupt die letzten, die er als Schriftsteller geschrieben, sind die unter seinem Bilde stehenden: „Das Kreuz gefaßt, ist halbe Last.“ (Vgl. das Bild Rud. Oesers = Glaubrechts auf der folgenden Seite.) Auch in dieser unvollendeten Gestalt hat die letzte Gabe Glaubrechts gewiß ihren Wert und ihre Bedeutung, und in der Überzeugung, daß es uns der Leser dankt, haben wir das Bruchstück veröffentlicht. Wir können nur noch aus einem vom Verfasser hinterlassenen kurzen Entwurf hinzufügen, wie der Selige seine Erzählung weiter zu führen gedachte.

Des Obermüllers höchste Triumphzeit war eingetreten, seitdem er zum Wasserrichter ernannt. Sein Hochmut kannte keine Grenze mehr; er quälte den Untermüller wie er nur konnte. Jetzt, da er die stille Neigung des Anton Ulrich zu seiner Lore kannte, hatte auch dieser und seine Mutter den Druck des Obermüllers zu erfahren. Er wollte zur Erweiterung seines Hofes Haus und Garten der Witwe Ulrich haben, sie sollte es ihm abgeben; aber sie thats nicht. Daraus erwächst ihr die größte Qual und Nötigung von Seiten des Obermüllers.



„Das Kreuz gefaßt,
ist halbe Last. Barth.

Jetzt schwand die Idylle aus dem Häuschen am Hügel, das Heimchen auf dem Herde schwieg.

Die Obermühle wurde erweitert, der Wasserbau mußte neu gelegt werden, das Wassergericht mußte herzu. Der Müller machte großartige Vorbereitungen, denn er wollte sich bei dieser Gelegenheit so recht in seinem Glanze zeigen. Die Wasserrichter erschienen und das Gericht wurde mit den althergebrachten Zeremonien abgehalten. Dann gab der Obermüller ein Fest, das bis tief in die Nacht dauerte. — Das Wasser, das ihm nach dem Ausspruch des Wassergerichts zukommt, genügt seiner Habsucht und seiner Bosheit gegen den Untermüller nicht. Doch die Schwarzlise weiß Rat. In der Nacht geht der Müller mit seinen Söhnen hin und hebt den Eichpfahl wieder. Die Lise steht als Wächterin aus. Der Anton Ulrich ist zufällig Zeuge, wird aber von der Lise gesehen. Der Müller ist von da an in immerwährender Angst vor Verrat; er bietet dem Anton eine große Summe an, die dieser aber ablehnt. Endlich bietet er seine Lore an, Anton schwankt einen Augenblick, aber er mag sie nicht unter dieser Bedingung. Nun wird die Lore von ihrem Vater ermuntert, dem Anton freundlich zu sein, sie hat kein Arg dabei und thut es, er aber weicht ihr aus.

Der Wasserwart schöpft Verdacht, denn während der Obermüller vollauf Wasser hat, geht es dem Untermüller fast ganz aus, seine Mühle geht kaum noch mit einem Gang. Das Wassergericht wird angegangen, aber es schweigt; der Wasserwart gerät in große Seelennot. Da tritt Gott rächend ein und der Obermüller fällt selbst in die Grube, die er dem Untermüller gegraben. Er wollte seinem Feind alles Wasser abschneiden und es sich zuwenden, das wird sein Verderben. Ein Wolkenbruch zerstört die Obermühle, die Untermühle ist gerettet. Der Eichpfahl wird bloßgelegt, aber der Obermüller erlebt es nicht mehr, daß seine Tücke an den Tag kommt;

er ertrinkt bei dem Untergang seiner Mühle. Die Söhne mögen die Mühle nicht neu aufbauen, sie kaufen mehrere Stunden entfernt eine ändere Mühle und ziehen mit ihrer Mutter dorthin.

Die Lore bleibt zurück in Wallborn und wird des Anton Ulrich Eheweib. Jetzt hat das Häuschen auf dem Hügel wieder seine Idylle. Der Wasserklas, der keine Verwandten hat, vermacht dem Anton und der Lore sein Vermögen. Die Untermühle hat jetzt Wasser genug und zwischen ihr und dem Haus auf dem Hügel herrscht Freundschaft und Einigkeit.